

nglas
rmengrößen
eren Glasarten
ager Lieferbar
ch & Co.
asse 56/57 — Ruf 5195
ndlung

eineverkauf
broich.

morgens 10 Uhr in der
roich am Güterbahnhof
linghoven
eine better Haffe,
ammelfern

ufen
open, Grevenbroich.

FEN
Kosten Söhne

ilienhaus
abhol Büttgen gelegen,
neuem Garten, billig zu
kaufen.
Mit Neuf, Mühlenstr. 35,
m sofortigen Eintritt eine

kte
typistin

ig auch befähigt ist, die
ihändig zu führen.
angeboten mit Zusage des
Schaltensamtraden u. l. u.
die Geschäftst. d. 31a.

herl Eudl
nkasse des kaufm. Ver-
burg. Niedrigste Bei-
leistung. Auskunft
Cremar, Hafenstr. 68

Lebensmittel- und
Feinstocherei
in lebhaftem An-
auftrieb. Adressen:
Nähe Düsselberg,
belle Lage, Verfr.
Umsatz sehr, halbe
Jahre 10.500 Mk.
bill. Miete einfl.
3-Zimmer-Wohnung.
Frankfurt, abg.
Gr. einfl. Ware
4000 Mk. Off. u.
9 674 a. die Exp.

Kleines
Hauschen
auf dem Grunde
mit Stallung und
Garten zu mieten
gekauft. Off. mit
Preis unter 2 54
an die Exp.

1 gebr. Schuh-
machermaschine,
1 Lederpreis
1 gebr. Fahrrad
billig zu verkaufen.
Neuf,
Gartenstraße 10.

Wegen Umbau
verkaufe sämtliche

Schweine
tragende Sauen,
Eber, junge und
Vaterstschweine.
Reiner Krapp,
Geflügel, Lauben-
burg b. Neuf.

Wachhund
sowie Haushunde
der verschiedensten
Rassen in großer
Auswahl fassen
Sie am billigsten
und sichersten auf
Probe in Wilms
Gundepark, Köln,
Donnerstraße 152,
Tel. 9 42 63.

Meßgeret
eingesetzt auf d.
Kasse, groß, An-
auftrieb, billig
zu verkaufen.
Anfragen u. 2 61
an die Geschäftst.,
in Grevenbroich.

Herde und
Ferkel
gebr. Fleis vor-
züglich, Düsselberg,
Sa. Friedrich
Straße 140.

Welteres Arbeits-
Vieh abzugeben.
Kortem 21.
10 Mk. Belohnung.
Häufig gef. ge-
reter mit weißer
Brust und weißen
Häufen abzugeben.
Belommen. Abg.
Sted.
Kortem 2 2 b.

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 7 — Sonntag, 17. Februar 1935

Das Gesicht des Alltags.

Tag für Tag gehen wir dieselben Straßen, immer ein wenig gehetzt und unfroh, weil wir unsere täglichen Wege nicht als Spaziergänge aufzufassen vermögen, weil wir sie schon zur Arbeit, zur Pflicht rechnen, oder mehr noch, weil wir die Unart haben, allen Dingen unserer täglichen Nachbarschaft mürrische Gesichter zu machen, selbst wenn wir sie im Grunde lieben und auch allen Grund haben, sie zu lieben.

Kennst du die Dinge wirklich, die dir täglich nahe sind? Wenn sie dir ein Fremder zeigte, du wärest sicher erstaunt, weil du sie doch eigentlich viel besser kennen müßtest. Oder glaubst du gar, es lohne sich nicht, die Dinge deines Alltags kennen zu lernen? Dann läßt du dich sicher auch nur im Sonntagsstaat photographieren, mit allen Orden und Ehrenzeichen. Das schadet nichts, die anderen werden ihre Freude daran haben. Aber Gewicht hat die Frage, ob du deine Mutter — und wer zweifelte, daß die Heimat etwas Mütterliches hat — nicht in ihrer täglichen Arbeit und Sorge liebst, oder ob du nur bei besonderen Anlässen und vor Fremden so tust, als ob du sie liebst.

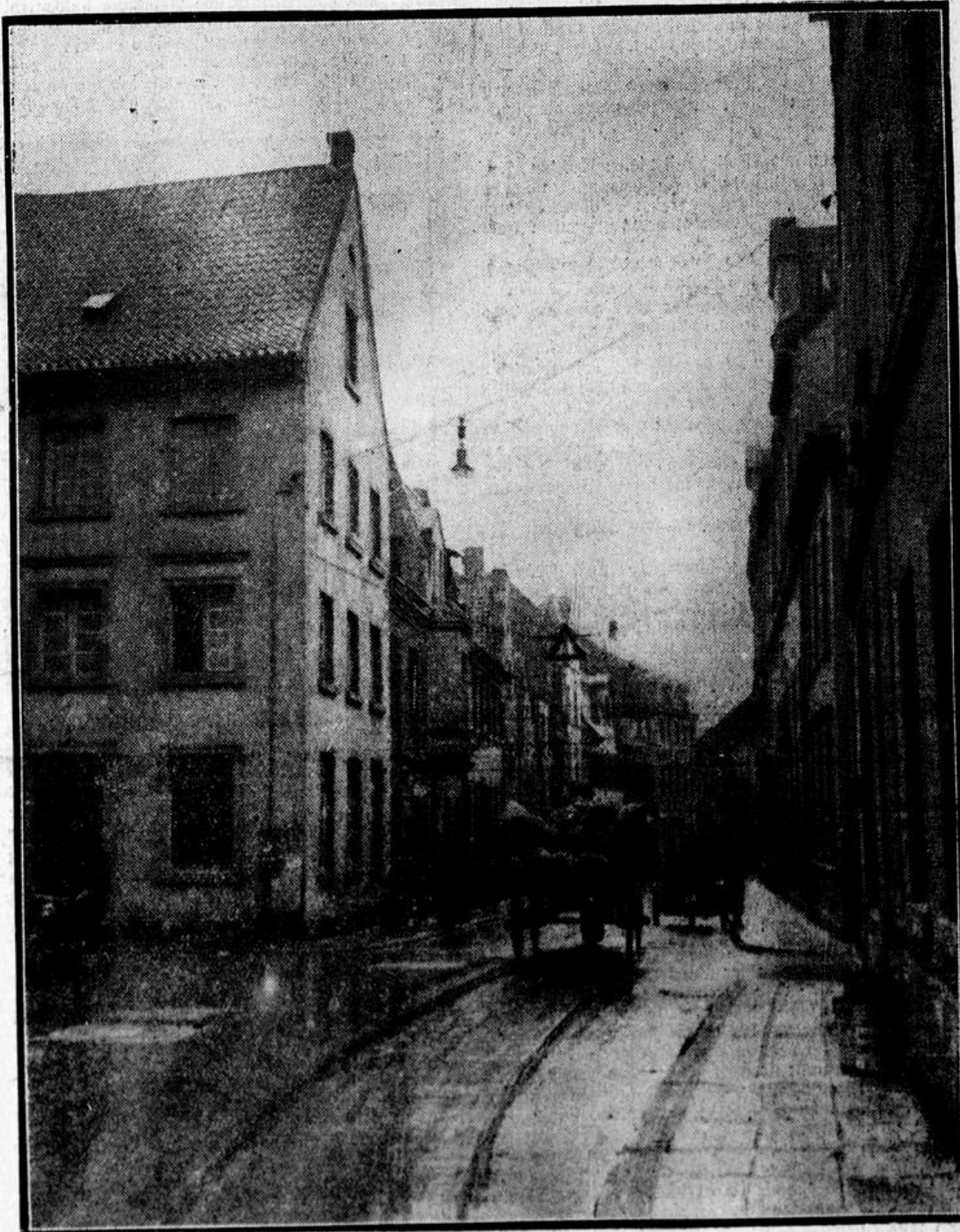
Die Gesichter des Alltags sind grau oder doch wenigstens schlicht und einfach. Es ist Fleiß, Mühe und Sorge und zuweilen auch Bitternis und Verzweiflung in ihnen. So sind die Gesichter der Menschen, die täglich an dir vorübergehen, ohne daß du sie viel beachtest, und so sind auch die Gesichter der Häuser, an denen du Tag für Tag vorübergehst, ohne in ihren Zügen zu lesen. Da sind Häuser, die machen ärmlich ehrliche oder auch etwas stumpfe Alltagsgesichter, andere zeigen Ornamenten- und Schnörkelschmuck. Aber das ist nicht so wesentlich, auch diese können ganz in den Alltag getaucht sein, wie es oft die Straßen sind an trüben Regentagen.

Wer die Häuser nicht an ihrem Werktag sieht, der kennt sie nicht. Es gibt Frühaufsteher und Langschläfer unter ihnen; die einen springen gleichsam mit beiden Füßen in den Tag, in anderen dauert es lange, bis ein Laden nach dem anderen hochgegangen ist. Es gibt stille und lärmende; einige scheinen auch den ganzen Tag zu schlafen oder gar tot zu sein. Am Abend legen wohl manche etwas von ihrer Alltäglichkeit ab, vielleicht hörst du aus ihnen Musik. Aber du siehst den Häusern an, daß die Sorge darum nicht verschwunden ist, daß sie am frühen Morgen oder wohl in der nächsten Stunde schon wieder da sein wird, die Sorge um das Brot, um die Kleidung, um alle Dinge des notwendigsten einfachsten Lebens. Oder auch die Sorge und Hoffnung, daß man ein wenig auf der Lebensleiter steige oder daß es wenigstens die Kinder einmal etwas besser haben.

In manchen Straßen scheint der Alltag mehr zu Hause zu sein als in anderen. Auf den Hauptstraßen sind außer den Geschäftigen immer welche, die zu ihrem Vergnügen auf und ab spazieren; das gibt diesen Straßen einen Anflug des leichteren Lebens. Auch die Geschäfte scheinen hier festlicher, aber zu deren Alltag gehört es, den Kunden freundliche Gesichter zu machen, wie die Verkäuferinnen freundliche Gesichter machen müssen in ihrem Dienst.

In den Nebenstraßen verbirgt keiner sein Werktagsgesicht. Es macht das alles bürgerlicher und kleinstädtischer. Die Lädchen werben nicht groß um ihre Kunden, sie haben ein paar Dinge ohne viel Kunst in ihren Schaufenstern aufgestellt oder auch nur ein paar Pappkartons, denn in der Nachbarschaft weiß doch jeder, daß sie da sind und womit sie dienen können. Auch den Schuster und Schneider und jeden anderen Handwerker kennt man, ohne daß sie sich viel anpreisen.

Es ist überhaupt alles einfacher und patriarchalischer. Die Bauern kommen hier in die Stadt, wie es früher war und es auch



Werktag in Neuf

Photo: W. Pfeifer, Neuf

natürlich ist. Die Pferdefuhrwerke sind hier viel mehr zu Hause, als man das gewöhnlich von einer Stadt glaubt. Ja, die eleganten Autos kommen selten hier durch, sie finden sich kaum

zurecht und bedürfen immer wieder der Auskunft, bis sie sich zu den Hauptstraßen durchgefunden haben.

Es ist wahrlich viel Düsteres in den Gesichtern des Alltags. Die wird auch darin bleiben, wenn man die vielen Werkstage als gut und notwendig anerkennt, wenn man weiß, wofür man sich müht und sorgt. Oft ist die abnutzende Kraft der Werkstage so groß, daß die Gesichter stumpf geworden sind, furchterlich stumpf dann, wenn sie ganz in unaufhörlicher Sorge um die kleinen Dinge aufgebraucht sind, wenn ihnen auch die Möglichkeit fehlt zu einer Freude oder einer Erhebung. Manche Gesichter haben sich diese glückliche Bereitschaft zum Frohsinn bewahrt, sie liegt gleichsam stets auf der Lauer hinter der Front und kann jeden Augenblick hervorbrechen. So gibt es auch Häuser und ganze Straßen; magst du sie länger an einem noch so grauen Alltag betrachten, du spürst auf einmal, daß sie in aller Sorge noch der Freude mächtig sind, du glaubst auf einmal, sie müßten ihre Fahnen aufziehen, die sich leicht im Wind bewegen würden, als ob feierliches Glockengeläute sie errege, und schließlich meinst du gar, du hörtest von weitem Trommeln und Flöten und gleich müßten sie mit „Freut euch des Lebens“ um die Ecke biegen. Das sind trotz allem Alltag glückliche Gesichter.

Die Stadt.

Es treibt vorüber mir im Meer der Stadt
bald der, bald jener, einer nach dem andern.
Ein Blick ins Auge, und vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es tropft vorüber mir ins Meer des Nichts
bald der, bald jener, einer nach dem andern
Ein Blick auf seinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Es schwimmt ein Leichenzug im Meer der Stadt.
Querweg die Menschen, einer nach dem andern
Einen Blick auf meinen Sarg, vorüber schon.
Der Orgeldreher dreht sein Lied.

Detlev von Liliencron.

Peter Loer / Vier Bilder aus Neußer Notzeit



Von Karl Neufmüller.

Nr. 1

Cronica.

Die Wetter und Stürme von reichlich einem Jahrhundert waren über die Quirinusstadt dahingebraust, seit Kaiser Friedrich III. Ruhm und Ehren auf sie häufte, die durch ihren gähen Widerstand in elfmonatiger Belagerung gegen das starke Heer der Burgunder dem Reiche die Weltmarke erhielt und ferndeutsche Lande dem welschen Zwange abwendig machte.

Das Lob der Stadt wurde in aller Welt verkündet; die Tapferkeit ihrer Besatzung, der Bürger und sogar ihrer Frauen war in aller Munde. Solch stolzes, zähes Bürgertum, das in Not und Bedrängnissen fest zusammenstand, daß es einer starken Heermacht fast ein Jahr Trost bieten konnte, blieb nicht unbeachtet. Und es nimmt daher auch nicht wunder, wenn sich bei Gelegenheiten treuen Zusammenhaltens bis auf den heutigen Tag das Wort erhalten hat: „So fest wie Neuß!“

Eine kaiserliche Reihe von Privilegien und Rechten standen zu Brief und Siegel; die kleine Stadt durfte sich neben die Reichstädte stellen und trug zum Zeichen dessen den kaiserlichen Adler im Wappen.

Die Stadt der Hanse, ausgestattet mit vielen Rechten, Freiheiten und Gewohnheiten rechte sich stolz und behauptete über ein Jahrhundert ihre Stellung als Stadt der freien Selbstverwaltung. Dann brachte die Glaubensstrennung des sechzehnten Jahrhunderts Krieg und Wirren.

Da finden wir die einstmalige so stolze Stadt ohnmächtig, zu keiner Tat mehr fähig, zuckend am Boden liegend.

Gebhard Truchseß von Waldburg, der 1577 zum Erzbischof und Kurfürst von Köln gewählt worden war, befaßte sich mit dem Studium des Protestantismus und trat, als ihn einige Jahre später eine starke Leidenschaft zu der Gräfin von Mansfeld erfaßte, zur Reformation über und heiratete das Stiftsfräulein von Gerresheim am zweiten Februar 1583.

Truchseß wollte die Regierung behalten und den Protestantismus in seinem Lande einführen. Aber da erhob sich das Domkapitel wider ihn. Auch der Adel und die Städte des Erzstiftes waren mit seinem Vorhaben nicht einverstanden und beriefen eine Zusammenkunft der Stände, um über die Heirat des Erzbischofs, über Eolite, Verwaltung und Religionsfreiheit zu beraten.

An diesen Zusammenkünften nahmen aber auch Gesandte des Kaisers, des Königs von Spanien, des Herzogs Wilhelm von Jülich, Kleve und Berg, und viele andere Fürstlichkeiten teil.

Es war eine erlesene Gesellschaft, die sich hier ein Stellbischen gab, um über das Wohl und Wehe des Reichs zu entscheiden. Eine ganze Anzahl Stimmen fielen für Truchseß — der Herzog von Zweibrücken, die Grafen von Neuenahr, die Domherren von Solms, von Wierberg u. a. — aber die meisten waren gegen ihn. Erst nach drei Tagen kam ein Beschluß zustande, der gegen Truchseß war.

Damit mußte Gebhard Truchseß von Waldburg Verzicht leisten. Er verlor sein Bistum, samt Stelle und Einkommen. Am 1. April 1583 erfolgte seine Absetzung durch Papst Gregor XIII. Aus der im Mai desselben Jahres getätigten Neuwahl ging Ernst von Bayern als Erzbischof von Köln hervor.

Truchseß erkannte seine Absetzung durch den Papst nicht an und suchte Hilfe in den Niederlanden. Die protestantischen Stände ergriffen für ihn Partei und es kam zu dem kölnischen oder Truchseßischen Kriege, der sieben Jahre anhielt und die Quirinusstadt fast dem Erdboden gleich machte.

Der Kurfürst Ernst wollte in der Erkenntnis, daß die Stadt Neuß ein wichtiger Punkt in dem bevorstehenden Kriege sein würde, eine Besatzung in die Stadt legen, doch wollte der Rat der Stadt davon nichts hören, weil er für ihre Selbstständigkeit fürchtete. Er mußte jedoch versprechen, gute Wache zu halten. Das tat die Stadt denn auch; sie ging sogar so weit, daß sie für die Landleute eine Reiterei hielt, neue Wälle anlegen ließ und das Oberloster, in dem hundert Jahre vorher der Stützpunkt der Burgunder gewesen war, zerstörte.

Drei Jahre blieb Neuß von den Kriegswirren verschont. Da — am 10. Mai des Jahres 1585 überfiel Graf Adolf von Neuenahr die Stadt und brachte sie in die Hände der Truchseßischen. Adolf legte eine Besatzung hinein und ließ die Stadt als wichtigsten Punkt gehörig gegen die Angriffe des Kurfürsten besetzen, der sicher versichert wurde, seine Stadt Neuß wieder in seinen Besitz zu bringen.

Ein Jahr später gelang es ihm unter erheblichen Aufwendungen diesen wichtigen Platz zurückzugewinnen. Er ließ auch noch alle Truchseßischen töten und eroberte Rheinberg. Aber — die Quirinusstadt ist durch Plünderung, Raub und besonders durch den großen Brand von 1586 nur noch ein Schutthäufen.

Der Truchseßische Krieg hatte die einst so stolze Stadt in Schutt und Asche gelegt. Nur noch wenige Häuser standen wie Inseln im Brandmeer, Hunger und Elend gingen in der

Stadt um, Geiz und Necht war abgetan, Willkür schaltete und waltete.

Die Not endeten auch nicht, nachdem der Kurfürst die Stadt wieder in seinen Besitz gebracht hatte; denn auch er legte eine starke Besatzung hinein, die unter dem Kommandanten Johann von Willendorf nach Belieben schwere Abgaben erprekte und die ohnehin so verarmte Bürgerschaft mit Gewalttätigkeiten bedrückte und ausplünderte.

Das Verhältnis der Stadt zum Kurfürsten hatte sich durch die Besatzung völlig geändert. Die ehemals so stolze Stadt mit freien Bürgern, die an die Selbstverwaltung gewöhnt waren, mußte nun eine kurfürstliche Besatzung dulden, die unerbittlich war und den Bürgern das Leben nahm.

Sollte alles dahin sein? — Gab es kein Ausstehen zur Tat, um die stolze Höhe einstiger Größe wieder emporzulassen? War in der Stadt kein Mann, der die geknechteten Bürger der Freiheit entgegenführte, der das Vertrauen seiner Mit-

bürgern, als der Burgunder die Stadt nehmen wollte, hat die Not die Menschen in unserer Stadt zusammengeschmiedet, so daß sie der Gefahr trosten konnten und für ihr heldenmütiges Verhalten vom Kaiserreich belohnt wurden.

Er machte sich wieder an dem Vortisch zu schaffen, wendete ihn im Verein mit seinem Sohne um und prüfte den Boden. „Mach teilweises morisch und faul, wollen sehen, was zu machen ist. Ein neuer Boden wäre besser, aber ich will den Brauer jetzt nicht auf Kosten treiben, er muß auch mit seinem Gelde haushalten. Und haushalten müssen wir alle, es können noch schlechtere Zeiten kommen. Aber dann, gnade Dir Gott, Willendorf! Dir und Deiner Besatzung!“

Gobel nahm das Handwerkszeug auf und begann den Boden des Hauses aus den Wänden zu lösen.

„Schlecht, wie der Willendorf und seine Besatzung ist das große Bodenbrett,“ murmelte er bei seiner Arbeit, als er die einzelnen Stücke des herausgenommenen Bodens betrachtete.

„Die Fäulnis hat's aufgefressen, wie der Willendorf, der Fett-

wurst, es mit uns tun wird.“ Er legte Hammer und Meißel beiseite, suchte sich aus einem Stapel Holz, auf dem Hofe, ein passendes Stück heraus, legte das alte Brett darauf, umriß es mit einem Blei und schnitt es zurecht.

Als er es einpaßte, prüfte er seine Arbeit noch einmal und meinte zu seinem Sohne: „Das wird halten, aber nur so lange, bis der Willendorf uns verfallen hat. Dann muß Barthoff aber ein neues Faß machen lassen, mit Bild und Spruch zum Gedenken an die traurige Zeit, in der Stadt und Bürger entrecht wurden.“

Und nun schlangen Vater und Sohn vereint die Säulen und trieben die Wände um das Faß.

„Dem Willendorf gilt's!“ rief der Vater zum Sohne hinüber. „Der Besatzung!“ erwiderte der Sohn und hieb im Taft weiter.

Wohlberechnet hatten die Schläge nun herunter — mächtig — schwer kanten sie auf das Eisen — ein jeder Schlag ließ für den Willendorf und seine laubere Besatzung.

Im Nebenhause stand der Rammengießer Tilman Wendt mit dem Gutmacher Schonegger unter der Tür, schaute die Straße auf und ab und wandte sich flüsternd dem Gutmacher zu: „Man muß in dieser Zeit vorsichtig sein, kaum ein lautes Wort darf man wagen oder sich mit mehreren Gleichgesinnten zusammenstellen; ich wittere die Besatzung einen Anschlag oder vermutet noch Schläge, die sie den Bürgern nehmen könnte. Ist doch kaum noch jemand in der Stadt, der ein Pferd sein Eigen nennt. Die Bauern müssen sich selbst vor den Flügeln hüten, wollen sie ihre Küder bebauen und hätten sie ihre Pferde und Kühe noch im Stalle, so schelte es doch an Futter und Streu. Selbst die notwendigen Lebensmittel erpreßt die Besatzung noch von uns. Mehl, Fleisch, Eier, Butter, Wein, Bier und alles eben Brauchbare leisten die Unerschrockenen mitgehen. Ich weiß nicht, wie das weitergehen und wie das Ende werden soll.“

„Ja,“ entgegnete der Gutmacher zu seinem Nachbarn, „ich hab mir sagen lassen, daß der Willendorf seine Truppen schlecht im Sold hält und da bleibt es nicht aus, daß sie stehlen und rauben, was sie brauchen können. Inzwischen werden wir Bürger arm und der Willendorf hat die Taschen voll.“

„Ein paar Tage ist's her, daß die Bande ein neues Stück vollführt hat,“ begann Tilman, der Rammengießer wieder, „habt ihr's noch nicht gehört? Heinrich Dogewegge, der nach Heerdt hinausgegangen war, um dort ein paar Stämme zum Aufbau seines Hauses zu erheben, kam zurück und erzählte, daß die laubere Besatzung argen Holzfrevel im Heerdt begangen habe. Die schönsten und besten Bäume wären der Art zum Opfer gefallen und abgehackt worden. Was die Besatzung nicht mitgenommen habe, das sei auf einen Haufen geschichtet und angezündet worden. Die armen ausgeplünderten Bauern dort am Ruch konnten sich die riesige Fadel aus der Ferne ansehen und am nächsten Tage Holzstohlen einsammeln. Die Gewaltthaten nahmen Ueberhand, es geht so nicht mehr weiter. Ein Ende muß mit dem Willendorf und seinen Räubern gemacht werden — ganz gleich wie — entweder heraus aus der Stadt oder tot in der Stadt.“

„Horch, Bruderherz! Was ist das — —?“ „Geräusch und Rufen kommt von der Straße Achterhoren her — Da! — Dezt wieder! — Teutlich sind schwere Tritte und Rufen bis zu den beiden in der Tür zu hören. — Dann ist's wieder still —“

Nach einer Weile dröhnen Schritte die Klarengasse herauf. Ein Trupp biegt in die Oberstraße ein, särmens und bestig gekleidet — dahinter tauchen die Soldner des Willendorf auf.

Voraus der Trommler, die Stöße in der rechten Hand tragend, mit der linken hebt er sein Instrument ein wenig an, damit er besser ausschlagen kann. Einige Schritte zurück folgt der Anführer in strammem Schritt. Seine Blide muckern das Volk auf den Gassen, ab und zu drängt er die den Zug begleitenden Kinder unanständig zurück. In seiner Rechten hält er gewichtig eine Rolle. Seine Miene ist dabei undurchdringlich, er ist ganz von einer Sendung erfüllt. Sechs Soldner bilden die übrige Begleitung und den Schutz.

Auf der Oberstraße läßt er den Zug halten. Der Trommler schlägt auf das Fell, hält einige Augenblicke inne und läßt dann die Trommel wieder dröhnen. Nach einer kurzen Pause wird dasselbe Spiel wiederholt, dann marschiert die Truppe weiter.

(Fortsetzung folgt.)



„Zu Mantua in Banden...“

Der heldenmütige Führer der Tiroler im Volkskampf von 1809, der Tiroler Landwirt Andreas Hofer aus dem Rastler-Tal, wurde von napoleonischen Truppen am 20. Februar 1810 in Mantua erschossen.

Bürger besatz und tatkräftig genug war, eine Schar mutiger Männer um sich zu sammeln, um durch einen kühnen Handstreich die Besatzung zu überwinden und die Stadt frei zu machen? Aber es bedurfte wohl erst noch größerer Drangalierungen und Mißhandlungen, um das Maß des Hasses zum Ueberlaufen zu bringen, ehe ein Führer entstand, der seinen Mitbürgern die so heißersehnte Freiheit wiedergab.

Soldateska.

An der Oberstraße, kurz bevor sie auf den Markt mündete, stand das Haus des Fassbinders Gobel Anade. Es war kaum noch Haus zu nennen; notdürftig hatte er es aus dem Brand- und Schutthäufen so weit wieder aufgebaut, daß er mit seiner Familie darin hausein und auf dem Hof sein Handwerk, falls er überhaupt in diesen schlechten Zeiten Arbeit hatte, ausüben konnte.

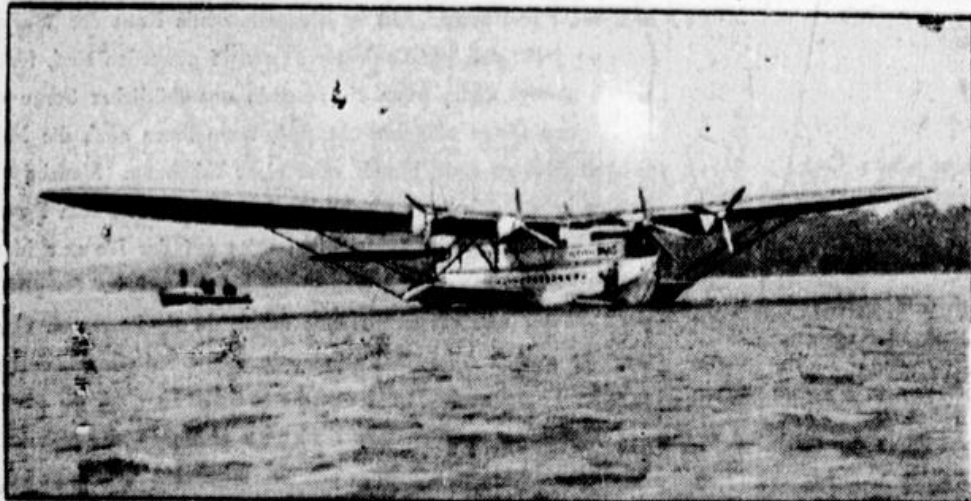
Gobel Anade, ein großer, kräftiger Mann in den besten Jahren, stand mit dem großen Lederkoffer angetan, vor einem Vortisch, den ihm der Brauer Garthoff zum Ausbessern übergeben hatte, und trieb mit kräftigen Schlägen die Daubenbänder an.

„Das Ding ist des Hildens nicht mehr wert“, sprach Gobel zu seinem Sohn Regidius, der ihm bei der Arbeit half, „ein neues Faß täte Not. Wie lange dauert es, dann ist eine andere Stelle wieder undicht, und das Hildwert beginnt von neuem. Es ist keine rechte Arbeit, alles ist jetzt Stückwerk.“

Wie kann es auch anders, bei diesen miserablen Zeiten. Niemand hat seine Habe behalten — denn von den ganzen Häusern der Stadt stehen kaum noch zweiwunder — wer noch etwas von seinem Besitz rettete hat, hütet sich, ihn zu zeigen, denn die Besatzung nimmt alles rücksichtslos.

Niemand wagt einen offenen Handel, die Soldner des Besatzungskommandanten würden schnell die Hand auf die Waren legen. Es geht alles nur schleppend, von einem Tag in den anderen, ohne Lust, und nur der rief weiter zu leben, bedingt nötigkeit. Die Brauer und Wirte sind die einzigen, die noch einen Nutzen in der Lage haben, denn der Bürger sitzt in diesen Zeiten in der Trinstube, um mit Gleichgesinnten über die schlechten Zeiten zu reden und dabei auf Mittel und Wege zu sinnen, wie die alte Macht der Stadt wieder hergestellt werden kann.

Und die Selbstständigkeit der Stadt muß wieder zurückerobert werden, sonst kommen wir Bürger vor die Hunde!“ sagte Gobel Anade mit erhobener Stimme zu seinem ihm zuhörenden Sohne, „denn aufrechter Bürgerstolz und zähes Zusammenhalten sind die Weiser zum Bauwerk unserer Stadt. Vor hundert



Ein neues französisches Meilen-Flugboot.

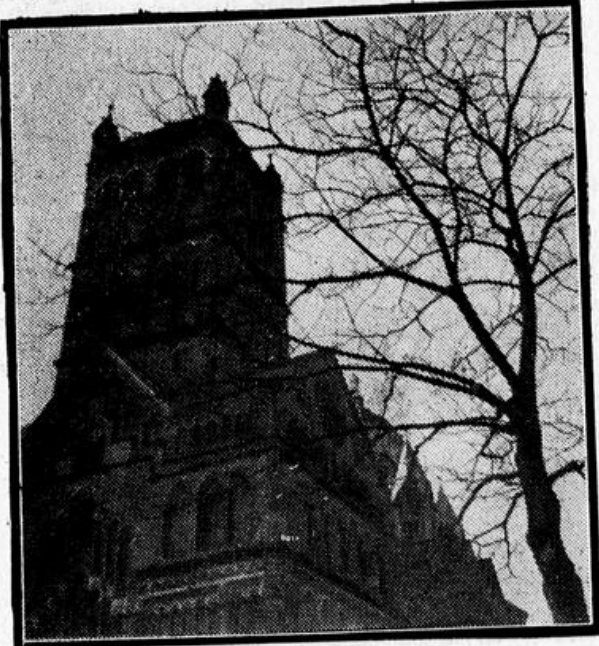
Ein Flugboot von gigantischen Ausmaßen mit dem Namen „Lieutenant de Vaisseau Paris“ ist in Paris fertiggestellt worden und bei Viscarosse zu seinem ersten Probeflug aufgestiegen.

Durch die Photolinse gesehen.

Äußere Pfarrerkirchen sind die Dörfer

Der Blick nach oben.

Wie stehen die Kirchtürme schief? — Sind wir in Pisa? Nein, wir sind in Neuf, und die Türme unserer Pfarrkirchen stehen fest und gerade wie immer. Und es liegt nur an der Haltung des Photoapparates, daß die Kirchen, allen Regeln der Architektur zuwider so dargestellt sind wie auf den Bildern



Die Mutter von Neuf.

dieser Seite. Man kann ja auch mit den Augen solche Experimente machen, etwa wenn man sich auf den Kopf stellt oder, wenn das einige Schwierigkeiten bereiten sollte, gebückt zwischen seine eigenen Beine durchschaut. Man wird verblüfft sein, wie verändert auf einmal die vertrautesten Dinge aussehnen. Kleine Neigungen des Kopfes zur Seite oder nach hinten werden durch die vollkommene Optik unseres Auges ausgeglichen, während je nach der Brennweite der photographischen Optik bei mehr oder weniger Neigung der Kamera eine Verzerrung bis ins Gröste eintritt.

Damit ist nun nicht gesagt, daß hierbei ernste Bauwerke, wie etwa Kirchen, in der Darstellung an Würde verlieren müssen. Man kann vielmehr auf diese Art den Bildern eine besondere Wirkung beilegen, etwas von dem, was wir beim Schauen nur im Unterbewußtsein empfinden, was aber nichtdestoweniger zum Wesen des Gesehenen gehört. Wie etwa bei Kirchtürmen das zum Himmel aufstrebende.

Bei unserem Bemühen, unsere Neuf Kirchen einmal anders zu sehen, als man es auf Ansichtskarten gewöhnt ist, haben wir uns von dem Gedanken leiten lassen, die Bauwerke in eine Beziehung zu einem Teil ihrer Umgebung zu bringen, einen Gesichtspunkt zu finden, von dem aus sie einheitlich betrachtet werden können. Und da an unseren Kirchen überall auch Bäume stehen, die in dieser Jahreszeit tausende von Ästen



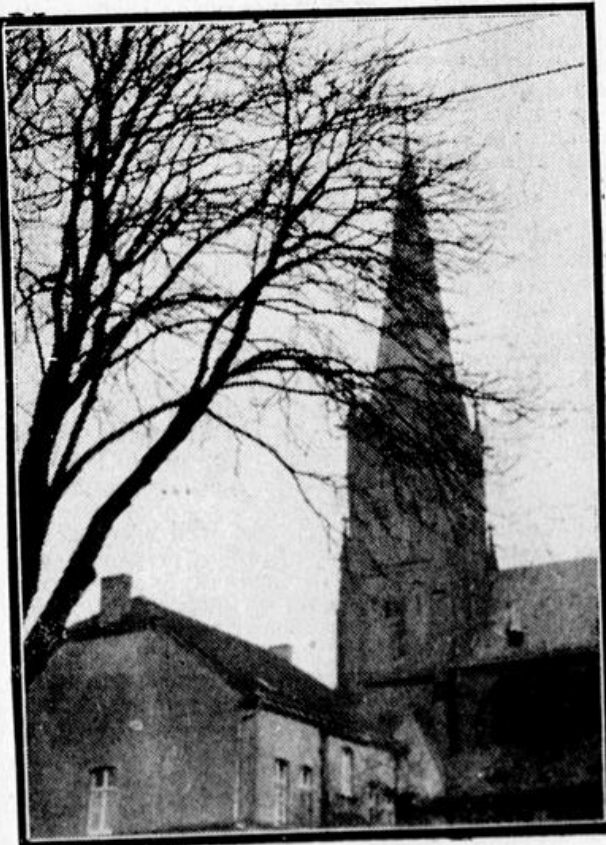
Der Bergfried.

und Ästchen in den bizarrsten Formungen in den hellen Horizont hineinstrecken, ohne jede Regel scheinbar, so war das Thema für die Bilder gegeben, nämlich die „Regellosigkeit“ mit der strengen Regel der Architektur zu verbinden.

Spricht man von Neuf Kirchen, so nimmt den breitesten Raum natürlich das Münster ein, was es ja auch in Wirklichkeit tut. Das ist die betagte Mutter, die ihre Augen wachsam auf alles hat, was die Kinder treiben, ob Gutes oder Böses, das ist die Mutter, die eine gar klare, eindringliche Sprache redet, in der sie mahnt, lobt und tadelt, in der sie mit den Kindern jubelt und trauert. Und wer sie fragt, dem sagt sie wie spät es ist und wer nicht fragt, dem ruft sie zu, daß es Zeit ist, in die Schule oder an den Wertplatz zu gehen. Es ist eben eine rechte, alte, erfahrene Mutter. Und ist jemand weit gewandert, vielleicht ein Leben weit, und er kommt heim, da ist sie die erste, die ihn grüßt, freundlich und behaglich, winnt ihm schon zu aus der Ferne, daß er sich beeilen soll.

Das Quirinusmünster ist ureigentliches Neuf, ebenso wie St. Sebastian, es ist so sehr Neuf, daß man sich gar nicht vorstellen kann, daß einmal Bauleute mit Maß und Lot, mit Spieß und Kelle die Steine aufeinanderlegten, daß es eine Zeit gab, da es noch nicht war. Man meint vielmehr, es müsse gewachsen sein aus einer alten Zeit heraus. Das ist es ja auch wirklich. Und darum sehen wir in ihm das Mittelalter, da die Menschen fromm waren und wehrhaft, heiter und trübsig, da sie voll Innerlichkeit in Gottnähe beteten, von der Galerie des hohen Turmes aber auch Ausschau hielten mit offenen Augen in eine Welt, die sie bedrohte.

Die Bäume, die dort ringsum stehen, gehören zum Münster wie die alten Häuser. Eigentlich müßten es knorrige, uralte Stämme sein mit breitausladenden Kronen und es möchte scheinen, als pflüchten die Bäume, die dort in Regelmäßigkeit



Der Weissenberger Dom.

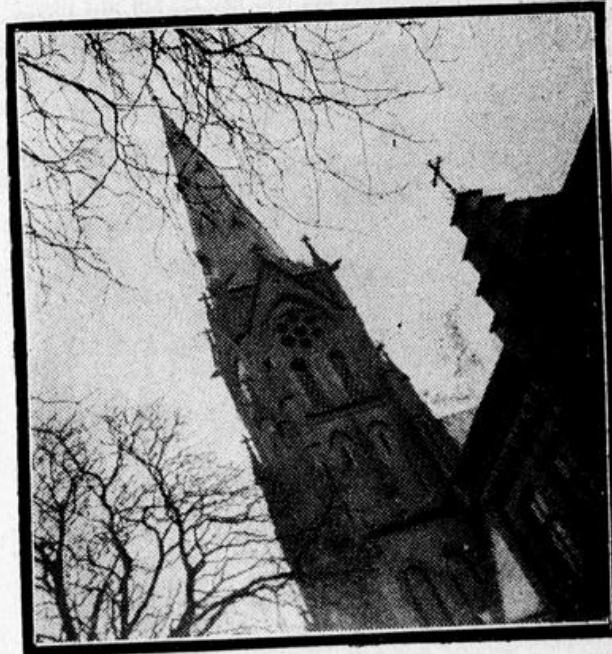
aufgepflanzt sind noch nicht recht zu dem Bau, der so viel Vergangenheit ist. Wenn dann aber wieder die grünen Laubbäume frisch gedeckt sind, wenn der Duft der Blüte die Luft erfüllt, wenn aus dem weit geöffneten Portal die große Sakramentsprozession tritt, dann versammelt das alles wieder zu einem harmonischen Bild voll köstlichem, innerlichem Zusammenhang. Dann gehen die Woll-Akzorde, die jetzt um den Dom mahmend zu schweben scheinen, wieder in ein freundiges Dur über.

Im Wechsel der Jahreszeiten und der Jahre, der in den Bäumen seinen Ausdruck findet, steht fest und unverändert die Kirche, wie im Wechsel alles Wechsels in der Welt.

Die anderen Neuf Pfarrkirchen sind „gebaut“ worden in einer Übergangszeit, die für ihr Wesen noch keine Ausdrucksform in der Architektur gefunden hatte, sie sind nicht gewachsen aus dem Geiste der Zeit. Diese Kirchen könnten ebenso gut in jeder anderen Stadt stehen, wie auch die neuen Häuser um sie herum. Wie eine Burg liegt da die Dreikönigskirche, über die sich als Bergfried der Turm erhebt. Sie ist in ihrem Äußeren eine Reminiszenz an das Mittelalter; in ihrem Wesen aber liegt doch eine Symbolik, die hier Ausdruck findet für die streitende Kirche. Man kann gewisse Parallelen ziehen zwischen dem Münster und der Dreikönigskirche. Beide sind, man kann

wohl sagen, „Truhfeste“ des Glaubens. Aber während dort sich reine Symbolik aufs glücklichste paart mit dem Geist jener alten Zeit, das alles uns auch heute nicht fremd erscheint, das wir unbewußt hinhinnehmen, ist hier trotz der mittelalterlichen Form etwas, das uns fremd erscheint, an das wir uns erst gewöhnen müssen.

Da steht wie ein Vorposten im Norden der Stadt die St. Josefskirche, da hebt sich zwischen modernen Geschäfts- und Wohnhäusern, von neuen Gartenanlagen hoch aufragend die Marienkirche, beide verwandt in ihrem Neuen. Die St. Josefskirche wurde gebaut, als Weissenberg noch ein Dorf war, als die Frauen noch in leinenen Kostümen zur Kirche



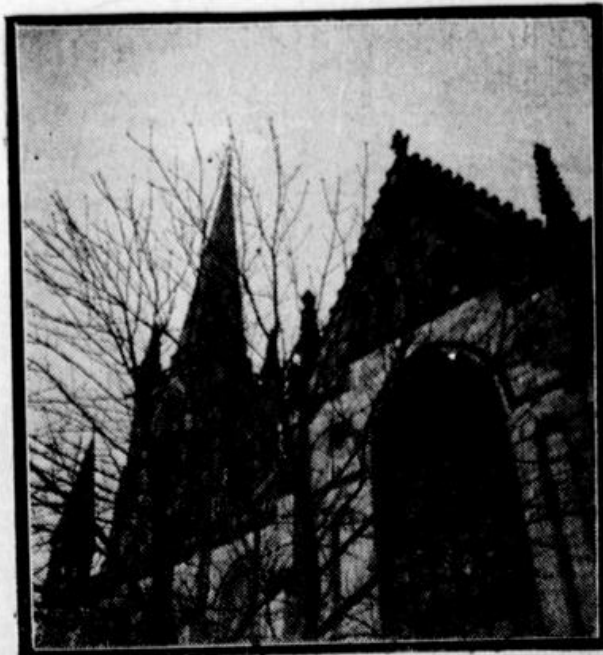
Nördlicher Vorposten von Neuf.

gingen. Und so trägt sie auch ihren Charakter zur Schau, schlicht hebt sie sich mit ihren dunklen Ziegelflecken empor, in ihrer Einfachheit doch über die kleinen Häuser sich würdig erhebend. Es ist eine der Kirchen, in die Leute gehen, die einander alle mit Namen kennen, wie in den Dörfern, und in der die neu Zugezogenen erst nach Jahren als Gleichberechtigte betrachtet werden. Dort haben noch die Alten ihren angestammten Platz, der allen bekannt ist und der von allen respektiert wird.

Die St. Marienkirche ist ganz anders. Sie ist eine richtige Stadtkirche, die mit ihrer Größe, mit ihrem hohen Turm, mit Türmen und Spigen und hohen Glasfenstern und all dem zierenden Beiwerk der Gotik prunkt. Sie verkörpert mit der Dreikönigskirche das neue Neuf, wie es die neu aufblühende Industrie entstehen ließ, mit neuen Wohnvierteln und neuen Menschen, die hier Heimat fanden.

Ueber alle äußeren Verschiedenheiten hinweg jedoch ist das innere Wesen der Kirchen eins, überall ist das ewige Licht entzündet und auch die Bäume, die um die Kirchen herum die gleiche Sprache flüstern mögen hierfür lebendiges Symbol sein.

W. Pf.



Wo einst der Friedhof war.

Das linke Wort.

Heitere Skizze von Rudolf Presber.

„Tilbe, ich muß deine Stimme mal hören“, sagte die Kanne zu ihrer Freundin. „Sag, was du willst, aber mich hungert nach deiner Stimme!“

„Wie willst du denn das machen, Kanne?“ Die Freundin hielt sie am kurzen Ärmel fest. „Kannst du denn kein Postamt sehen, ohne zu telefonieren?“

„Entschuldige mal, an drei Postämtern sind wir schon vorbeigekommen; ich habe gezählt. Ich habe nichts gesagt. Ich habe nur gedacht, du sagst endlich mal was. Du bist Freundin genug, um den verständigen Vorschlag zu machen: Kanne, da ist eine öffentliche Fernsprechanlage, geh' hinein und telefoniere rasch mal mit deinem Otto!“

„Aber Kind, Liebling, Kanne, du weißt doch besser als ich, der Vater Diktator ist tödlich. Du bist schuld, sagt er, daß sein Otto einmal schon den Koffer ins Irrenhaus gemacht hat.“

„Ach, so schlecht ist er ja gar nicht, der Vater Diktator; überhaupt ein ganz netter, vernünftiger Mann. Und du, Tilbe — im Grunde, glaub ich, hat er gar nichts gegen mich.“

„Im Grunde, nein. Wenn der Otto erst seinen Koffer gebaut hat, dann — ich bin überzeugt — dann... Aber wie schon so Vater sind; und der Diktator ist noch von der alten Schule.“

„Alte Schule, junge Schule. Ist denn die Liebe vor hundert Jahren oder vor fünfzig, als der alte Weller sich mit ihr abgab, anders gewesen als heute?“

„Das weiß ich doch nicht, Kanne. Ich konnte ja vor fünfzig Jahren noch keine Erfahrung auf diesem Gebiet sammeln.“

„Erfahrung hin, Erfahrung her, ich telefoniere an den Otto!“

„Und wenn der Otto am Apparat ist? Mit ihm wirst du doch immer vom Büro verbunden, wenn du sagst: Ich möchte Herrn Dr. Weller junior sprechen?“

„Da, das machen sie absichtlich, diese Kröten von Sekretärinnen.“

„Ich glaube, der Bürovorsteher macht's.“

„Oder der. Da, und die Tür nach nebenan, wo mein Otto sich um die Alten müht, ist allerdings offen.“

„Wenn du ihn also endlich am Apparat hast, wo a s willst du dann mit ihm reden?“

„Mit ihm reden?! Ach? Nichts.“

„Das geht doch auch nicht, wenn der alte Diktator am Pult neben dem Apparat sitzt.“

„Na, also, dann —“

„Was willst du denn überhaupt? Bloß klingen?“

„Da, bloß klingen — bloß klingen und dann nichts. Er muß doch dann was sagen, nicht wahr? Und ich höre seine Stimme! — Er erwidert, oder er antwortet, und ein liebes Wort sagt er dann bestimmt, nicht wahr? Und davon leb' ich dann die ganze Woche, von dem lieben Wort, von dem einen lieben Wort.“

„Sie hatte die Freundin mitgezogen, hinein in das Postamt Zimmerstraße, und stand schon in der Tür zur Telefonzelle.“

„Siehst du, das ist ein Wind des Himmels!“

„Ach Unimim. Der Himmel windet nicht mit Großchen. Hast du keinen?“

„Na, mehrere.“

„Ich brauch bloß einen. Danke! Mach die Tür zu, bitte! Nun geht das Licht nicht an. Egal, ich weiß ja die Nummer. Laß die Tür ein bißchen offen. — So. Bitte. Amt Bismarck ja — Nummer 7221, wie? — Na ja, entschuldigen Sie, zwanzig, nicht zwanzig, ja, danke!“

Der Großchen klingelt in den Blechfaßen.

„Wie, wer? Ach, ja! — Also hier Diktator Weller. — Bitte kann ich mal den Herrn Weller, nein, nicht den Herrn Diktator — nein doch, mit Herrn Weller junior, Herrn Otto Weller, dem Referendar.“ Und zur Freundin zurückgewendet, den Hörer am Ohr: „Das ist doch ich, nicht wahr?“

„Wieder tut so eine Kröte, als ob sie nichts hört!“ (Sie zieht die Freundin ganz hinein in das dunkle Stämmchen und hält den Hörer so, daß sie ein bißchen mithören kann.) „Wie bitte?“

Dann sagt sie mit verstellter, tiefgelegter, aber zitternder Stimme: „Dann kann wohl mal den Herrn Referendar Otto Weller...“

Ein Brummen und Knattern im Apparat. Man hört undeutlich den Alten in die Stube rufen: „Otto, für Dich.“

„Wer denn?“ fragte eine Stimme von fern.

Der Stimme nach ein Viertelstunde.

„Kanne knistelt Tilbe in den Arm. „Hörst du? Das war der Alte.“

Tilbe nickt nur. Zu Neugierungen ist keine Zeit. Nicht mal „an“ kann sie schreiben. Denn schon sagt eine ruhige, junge Männerstimme geschäftsmäßig: „Bitte, ja?“

Totenstille. Kanne hält den Atem an. Mit der Rechten hält sie den Hörer, mit der Linken kratzt sie sich an Tilbes Arm.

„Bitte —?“ Schon etwas energischer und mit einem leisen Unterton von Ärger kommt es von dem Apparat: „Hier Referendar Weller!“

Totenstille. Dann sagt sich Kanne Mut. Mit verstellter, tiefgelegter, aber zitternder Stimme sagt sie: „Persönlich?“

„Ja, persönlich. Bitte?“

Totenstille. Aus dem Apparat hallt's lauter, energischer: „Hier Referendar Otto Weller — persönlich.“

„Er, seine Stimme!“ Mit verzucktem Augenaufschlag sagt es leise die Kanne zur Freundin. Und wiederholt, tonlos fast die Lippen bewegend: „Seine Stimme.“

Da brüllt's aus dem Apparat, hart, grob, rau: „Donnerwetter. Glauben Sie denn, ich hab' Zeit für Ihren Unfug?! Das ist jetzt der dritte Tag, daß Sie mir die Zeit stehlen, Sie Rindvieh, Sie dämliches, Sie!“

Da hängt die Kanne blaß und betrübt den Hörer an. „Ist das die liebe Stimme?“ fragt Tilbe.

Kanne nickt bloß.

Die beiden Mädels stehen wieder auf der Zimmerstraße. Kanne hat Tränen im Auge, aber sie lächelt verklärt. „Er — er kann ja nicht wissen, Tilbe, nicht wahr?“ Und eine heimliche Bärtlichkeit im Ton, wiederholt sie: „Sie Rindvieh, hat er gesagt. Den! Dir bloß, wie lustig: Sie dämliches Rindvieh! Sie dämliches, Sie!“

✱

Majorität soll Männern zollen!

Kleine Groteske aus dem Stillen Ozean.

Von Viktor Plaf.

Wie doch so manchmal auf der Welt die Königreiche entstehen —!

Weiß jemand von dem sogenannten „Königreich der Kotosineln?“ Wohl kaum, und auch in England nicht, obwohl dies „Königreich“ — bei Licht gesehen — eigentlich guter englischer Besitz ist. Bei einer recht profanischen Gelegenheit kam aber jetzt die ganze Herrlichkeit seiner Majestät des Königs der Kotosineln John Sidney Clumies-Rosch an das Ohr der Öffentlichkeit. —

Vom historischen Standpunkt gesehen hat sich die ganze Geschichte folgendermaßen entwickelt: Vor rund hundert Jahren

durchsegelte einmal ein schottischer Kapitän namens John Clumies-Rosch den Stillen Ozean und landete dabei auf einer Koralleninselgruppe, die ihm ausnehmend gefiel. Nicht minder muß dem alten Seebären die Tochter eines eingeborenen Häuptlings zugefallen haben. Kapitän John war sicher ein Mann von schnellem Entschluß; er gab die Weiterreise auf, heiratete seine braune Häuptlingstochter und begründete auf den idyllischen Korallenriffen das „Königreich der Kotosineln-Rosch“.

Die englische Regierung fand sich mit dieser staatspolitischen Umwälzung im Stillen Ozean ab und bestätigte dem schottischen Kapitän-König in seinen frisch ergriffenen Hoheitsrechten.

Die Jahre gingen dahin. Dem König John folgte sein Sohn John George in der Regierung des braunen Inselvölkchens nach. Dieser besaß sich jedoch wieder bei kleinem auf den Segen der europäischen Zivilisation und ließ seine Kinder in der alten schottischen Heimat erziehen. Die Kotosineln-Dynastie wurde dadurch nicht weiter in Frage gestellt, denn als John George das Zeitliche segnete, bestieg sein ältester Sohn John Sidney, der heute noch regiert, das Szepterthron.

Mit John Sidney Clumies-Rosch ist zeitweilig kein Feind Europas gewesen. Mehrfach trat er die weite Reise nach London an und äußerte sich stets vergnügt, wie schön es sich doch in seinem paradiesischen Königreich leben ließe, in dem es keine Sorgen geben könne.

Doch der Mensch verlor die Götter nicht — — —, auch „König“ John Sidney hat jetzt sein Sorgenbündelchen auf gepacktem bekommen. Für den englischen Steuerfiskus ist er nämlich schlichter englischer Staatsbürger, seine sonstige Beschäftigung interessiert nicht. Man rechnete sein Vermögen nach, fand heraus, daß er bislang noch keinerlei Steuern gezahlt habe, und stellte ihm einen Steuerbescheid über rund 17 000 Pfund Sterling zu. Und nun wartet ganz England mit halber Schadenfreude, wie der „Jorgentlo“ Südkönig sich von dieser plötzlichen Sorge befreien wird.

Vollig kann nicht und nicht.

Heitere Skizze von G. Bode.

italienischen Contessa stammte. Dann ging sie in die Halle, wo Alfred mit seinen Tulpas bewacht, bereits auf sie wartete. Gräßlich — weiße Tulpas. Wer schenkt einer geliebten Frau weiße Tulpas?

Alfred war glücklich und furchtbar aufgeregter: „Liebling, Mama hält so auf Pünktlichkeit, und nun ist es halb sechs, und sie hat uns für fünf Uhr zum Tee gebeten. Ich habe dreiviertel Stunden auf Dich gewartet...“

Das Auto fuhr gemächlich als die Straßenbahn. Dolly lächelte: „Vielleicht sollten wir schneller fahren.“

„Mein Kind, ich fahre in der Stadt niemals schneller als dreißig Kilometer. Es wäre zu gefährlich — nicht wahr?“

Dolly lächelte noch immer. Na, gefährlich würde diese Ehe nicht werden, das mußte sie bereits, aber es fiel ihr schwer, sich vorzulegen, daß sie davon entzinkt sei.

Mama Mariaguard war eine strenge Dame, das sah man ihr an. Sie würde gerne über die Unpünktlichkeit schelten, aber da auch sie auf guten Eindruck bedacht war, machte sie bloß eine seltene Bemerkung. Dann trank man Tee, und Dolly bekam zu hören, daß Mama für die modernen Frauen nichts übrig habe, die da selbständig leben und leichtfertige Anlichkeiten haben. Dolly erfuhr, daß Mama furchtbare Angst vor Einbrechern hatte und der Ansicht war, alle Diebe gehörten an den Galgen.

Und auch Alfred, der so launisch ausah, gab Mama recht. „Mein Kind“, sagte er, „du bist zu unerfahren. um von solchen kriminell veranlagten Naturen etwas zu wissen, aber glaube mir: Alle diese Verbrecher sind nur in Detektivromanen nett und anständig. In Wirklichkeit sind es ganz gefährliche, böse Menschen.“

Und dann begannen Mama und Alfred ihre persönlichen Erfahrungen auf diesem Gebiet auszuframen. Einmal hatte eine Jose Ramas kleine silberne Uhr für ihren Freund gestohlen. Alfred berichtete von einem wüsten Erlebnis mit einem Bankdiener, der zuerst nur die Zigarren der Direktoren, aber dann Tage und ichreibe hundert Franzosen gestohlen hatte. Und wer einmal nicht — Das hatte Alfred bei der Gerichtsverhandlung auch dem Vorliegenden zu bedenken gegeben, der mißdeutende Umstände erzwang. Mißdeutende Umstände — lächerlich! Wie gesagt, so ein Kerl sollte gehängt werden.

Dolly war sehr still geworden. Sie lächelte nicht mehr und sagte plötzlich, daß sie Kopfschmerzen habe. Willenlos ließ sie sich auf den Divan legen; als Mama ihr ein Pulver reichte, umarmte Dolly sie zärtlich. Wie dankbar das gute Kind ist... Mama war begeistert, und auch Alfred glänzte selig, als Dolly ihm in dem Augenblick, da Mama zum Telefon gerufen wurde, leidenschaftlich umschlang. — Eine entzückende, sanfte und doch temperamentvolle Frau.

Das Pulver hatte Wunder gewirkt. Dolly war wieder munter. Sie wollte gerne abends ins Theater gehen, nur möchte sie zuvor nach Hause, um sich umzuwaschen. —

Eine Droste fuhr vor Dims Hotel vor. Dolly sprang heraus, nahm drei Stufen auf einmal und stürzte zu Dim, der schon in Hut und Mantel stand.

„Dim, ich fahre mit Dir.“ Sie fiel ihm um den Hals. „Dim, Liebling, fahren wir sofort! Da sind noch einige Sachen — für Amsterdam.“ Und mit einer großartigen Geste zog Dolly eine Perlenkette hervor, eine antike Brosche, eine goldene Tabatiere und eine Krawattennadel.

„— damit der Ausflug ins bürgerliche Leben nicht ganz unrentabel war!“

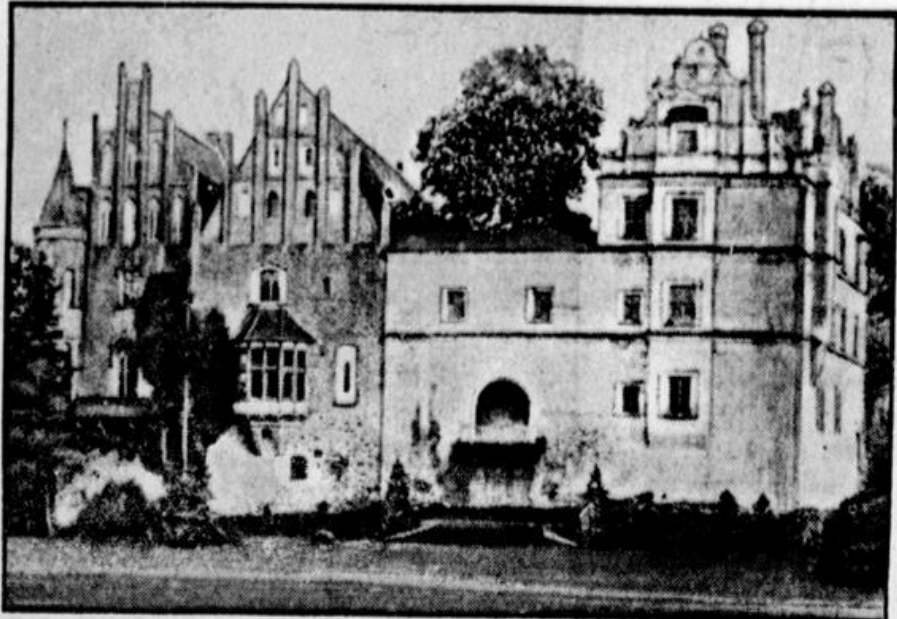
✱

Wenn das Spiel ernst wird...

Vom Unglück verfolgt wurde eine Operette, die kürzlich in Neuhäusel über die weltbedeutenden Prettier ging. Da hatte der Impresario und Spielleiter eine Schiefferei auf verdammtester Bühne besonders naturgetreu darstellen wollen. Er selbst warf einige Petarden in die Szene, um die Wirkung zu steigern. Aber der Auftritt gestaltete sich dann gar zu naturgetreu. Die Spieler verloren den Kopf und ergriffen die Flucht. Nicht weniger als sieben „handelnde Personen“ trugen Verletzungen davon. Der Vorhang mußte vorzeitig heruntergelassen, die Verletzten von einem Arzt verbunden werden. Und das konnte nicht in solcher Eile geschehen, um den Betroffenen das rechtzeitige Wiederauftreten zu ermöglichen. Man änderte also die Reihenfolge der Szenen. Es kann nicht wunder nehmen, daß es den Hörern nicht nur nicht mehr gelang, den Inhalt des Gebotenen zu begreifen. Niemand verstand das heillose Durcheinander. Die allgemeine Entrüstung der Zuschauer war weit besser zu verstehen. Der einzige, der hätte helfen können, der Impresario, aber lag blutend und hilflos in seinem Zimmer. Ihm hatte eine Petarde die Hand zerissen.

Pommerns schönste Burg 700 Jahre alt.

In diesem Jahre blüht das Schloss Panitzsch bei Stargard in Pommern auf ein Alter von 700 Jahren zurück. Das Schloss, das als der schönste Burgenbau Pommerns gilt, wurde im Jahre 1235 von Tempelrittern errichtet, ging später in den Besitz der Johanniter über und gehört seit dem 17. Jahrhundert der Familie von Puttkammer.





Symphonie in Weiss

Die Kombattanten.

Das Haus, in dem wir wohnen, ist nicht groß; es ist kein Hotel, sondern eine Pension. Der Unterschied zwischen Hotel und Pension ist nicht einfach zu definieren. Hier in diesem Hause sind wir, wie eine große Familie. Das hat natürlich Licht- und Schattenseiten. Aber zunächst sehen wir nur Lichtseiten; dennoch oder gerade deswegen haben wir schon nach zwei Tagen heraus, daß wir mit den Hausgenossen mühelos einen regelrechten Wintersportfilm mit allen den nun einmal dazu nötigen Typen besetzen könnten. Es fehlt nichts. Da ist das „junge Paar“, das „Liebe im Schnee“ demonstriert; alle Kälte des Tageshimmels und aller klirrender Frost der Nacht können diese Wärme nicht zerstören. Seine Unternehmungsvut dem Schnee und den Bergen gegenüber trägt nur die eine Fessel der Liebe, ob „Sie“ immer mitkommen kann, ob sie sich nicht zuviel zumutet; alles ist „fabelhaft“ und „herrlich“, „phantastisch“ und „grandios“. Aber die Berge warten nicht; denn nur der Glaube kann ja bekanntlich Berge versetzen; nicht aber die Liebe. Da ist der Graf, dem wir anfangs abgelenkt Unrecht taten, weil wir meinten, unsere Bürgerlichkeit berechtige uns zu schnoddrigen Bemerkungen über seinen Adel und seinen Habitus; innerlich taten wir Abbitte, als er sich in mehr als einer Hinsicht als ein wirklich edelmännischer Mensch stellte. Da ist die Dame aus Sachsen, die jenen Tropfen Vermuthung ausmachte, der nun einmal in jedem Becher sprudelnder Freude zu finden ist. Da ist die Gipslerin, die Freundin des ganzen Hauses, die so herzlich schwärmt, daß man einfach nicht anders kann, als einfach hinzuhören.

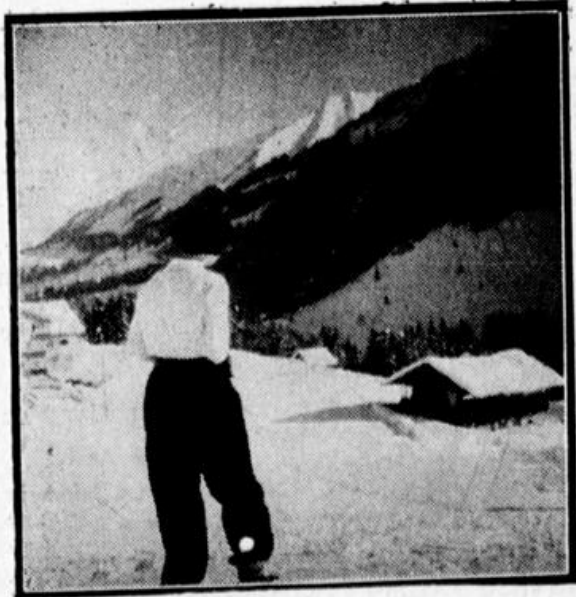
Da ist der alte Kapitän z. S., der uns mit seiner Familie einen riesigen Scherz in das Haus gebracht hat, worüber wir uns alle gemeinsam furchtbar aufregten, weil wir meinten, daß wir ja gerade so gut alle einen riesigen Vernardiner hätten mit in die Berge bringen können, falls wir einen solchen hätten. Aber von der Mitnahme des Hundes hing für den „Kapitän“ die Reise überhaupt ab; und so haben wir dem „Haus“ seine Gegenwart verziehen, zumal er ein wirklich lieber und ruhiger Hund war, dessen Stammbaum — dem Vernehmen nach — von strahlender Reine sein sollte.

Da ist Lothar, der Hamburger junge Kaufmann, der soviel Sorge um seine Fußballmannschaft des Hamburger Sportvereins hatte, daß er von Sonntag an nicht schlafen konnte, bis er Dienstags wußte, daß der HSV wieder einmal gewonnen hatte. Lothar ist nebenbei Meister im Skisport, indem er die Skispieler durch Schmähungen nach dem Muster der trojanischen Heiden durcheinander machte.

Da ist die Schwester der deutschen ehemaligen Tennismeisterin, die von den Triumpfen der Hilde soviel zu erzählen weiß, daß man versucht ist, daraus ein Feuilleton für den Sportteil zu schreiben.

Da ist eine Dame aus B., die alle ihre guten Eigenschaften und alle häuslichen Verhältnisse so prachtvoll garniert zum Besten gibt, daß wir sie als die „maglos begüterte Dame“ bezeichnen, die unseren Reid antaucht.

Da ist der rheinische Rechtsanwalt, der seit Tagen Karl May studiert, nachdem er das Buch einem Ruden aus-



Wid gegen das Nebelhorn.

gespannt hat; seitdem liest er zuweilen die schönen Stellen abends am Kamin vor, und es wird uns kalt auf dem Rücken, wenn der Martenwühl zum Vortrag gelangt.

Da sind noch so manche, die man skizzieren müßte, wenn man ein Drehbuch für bejagten Wintersportfilm schreiben wollte; über alle aber herrscht unmerklich die Frau des Hauses, die jeden Tag viele Male schreiben muß, daß ihr Haus bis März vollkommen ausverkauft ist, und daß sie beim besten Willen keinen mehr unter ihr Dach nehmen kann.

„Leinchen“ ist da und Marianne, die Hausdöchter, die die Nahrung herbeischleifen und zubereiten; Hermann, der

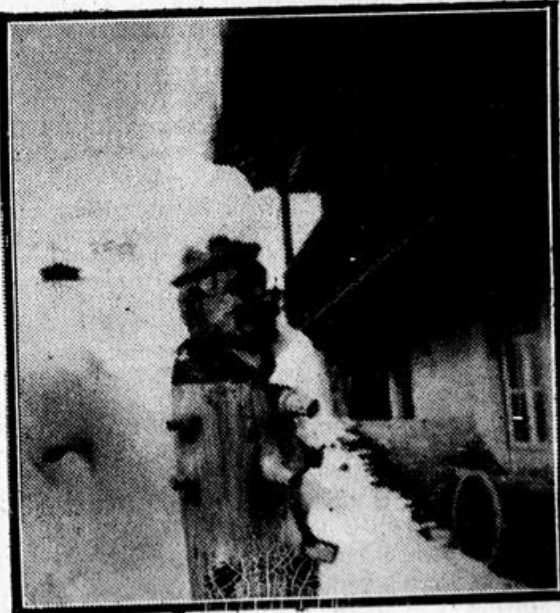
viele Funktionen des Hauses liest, der die Eier wascht und den Ofen heizt, der die Post holt und die Milch, der die Koffer expediert und die Stiefel einstellt; der nebenbei stilllaufen kann, wie ein junger Gott, falls die jungen Götter überhaupt schon diesen Sport ausgeübt haben.

Auch „Teddy“ wird man nicht vergessen dürfen, den kleinen struppigen Kater, der meine Günst dadurch jäh verheerte, daß er schon am zweiten Tage nach meinen Baden schnappte; dem Vernehmen nach soll er stark unter Ohrenschmerzen zu leiden gehabt haben. Aber dafür kann ich ja nicht. Getaut hatte ich ihm jedenfalls nichts; vielleicht nahm er Anstoß an meiner reichlich saloppen Bekleidung.

Aber was geht das den „Pont“ an?

Winterwald und Winterarbeit.

Man müßte zum Preise des winterlichen Waldes, wie er in seiner ganzen Majestät da rings um mich schweigt, neue Worte erfinden; wenn jede Nadel jeder Tanne mit einer feinen weißen Schicht des Rauheits bedeckt ist, wenn die Schatten der Bäume schwarz, in dümmlicher oder demütiger Form sich im Schnee abzeichnen und die Spuren des Wildes vomhang herab und den Gang hinauf zeigen. Wo unten im Grunde sich der kleine Bach



Johll im Schnee.

noch durch eiliges Gekue vor dem Gefrieren bewahrt, wenn die breiten Äste der Nadelbäume mächtige Schneedecken tragen und kein Weg und kein Zieg am Morgen nach dem neuen Schnee sichtbar ist, dann müßte der Wald einen eigenen und besonders begabten Dichter haben: einen Eichendorff für den Winterwald.

Aber man wird lange auf den Eichendorff für den winterlichen Wald warten können; denn dieser schneebedeckte Winterwald gebietet Schweigen, und er wird schon seinen Grund dafür haben, daß er nicht erlaubt, ihn in Versen oder besonders lobens- oder lehrreicher Prosa zu bejagen; wie man überhaupt mit der Schilderung der winterlichen Dingen oder gar mit den des Frühjahres, wenn die Dichter zahlreich und unermüdlich, über- und wortreich mit ihren „Gefühlen“ und mit ihren Versen auf den Markt und auf die Straßen gehen.

Der winterliche Wald in seiner ganzen stillen Schönheit ist ein überaus reiches Erlebnis, und wie man sich oft besonders in acht nimmt, ehe man mit dem Ski seine Spur in eine besonders schöne und unberührte Fläche zeichnet, so fühlt sich die Feder des Schreibers diesen Dingen gegenüber merkwürdig gehemmt. An sich müßte das alles ja ein Festessen für Dichter und Schriftsteller sein, aus den Bestandteilen Wald und Berg und Schnee und Sonne und Rauheit, vielleicht sogar aus Winterwald mit Mondschein und Hochwild ein schwungvolles Gedicht oder mindestens aber eine gute Prosa zu machen; denn ihm wären ja alle Superlative erlaubt, alle Stufen des Wortes und der Farbe stehen zur Verfügung, weil sie wahr und zutreffend sind, alle weichen Worte und Laute der Mäßigung und Dämpfung, alle Töne des Duldes, des Dankes und des Lobes etwa, wie Eichendorff es von seinem grünen Wald sagt:

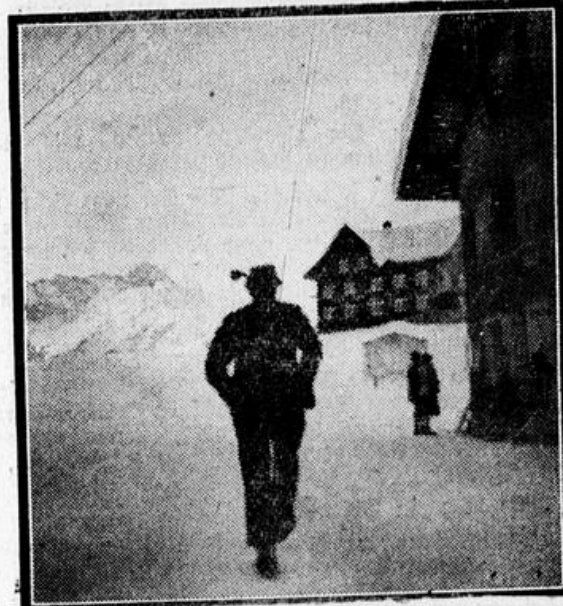
„Wer hat dich du schöner Wald,
aufgebaut so hoch da oben?
Wohl, den Schöpfer will ich loben,
Solang noch meine Stimme ertönt!“

Aber, der winterliche Wald hat seinen Perseus noch nicht gefunden, und es wird noch sehr lange dauern, bis es soweit sein wird; denn der winterliche Wald macht stumm und wortlos. Man hört nichts als das Rauschen des Ski, man sieht nichts, als das strahlende Märchen Winterwald. Oft hört man sagen, der Winter sei allenfalls monoton, weil er eben nur die eine Farbe weiß kenne; vom „Leidenschaft“ der Natur ist da so oft die Rede; aber das winterliche Gebirge und der winterliche Wald haben ganz sicher soviel Farben, daß man sie aus den Grundfarben allein nicht bestreiten könnte.

Da kommen die Schlitten mit den Stämmen, von vorrückenden gebulldigen Pferden gezogen aus dem Seitental herunter, vermummte Männer gehen hinter dem Pferd im Gespann, um alle Schwierigkeiten des Weges auszubalanzieren; da begegnen uns die pferdelosen Hörnerschlitten mit dunklen, graugrünem Heu, das von den Almen in das Haus geholt wird. Atem von Mann und Roß dampft in der Kälte des Spätnachmittages, über der die glühenden Gipfel der Berge leuchten wie Rosen eines jenseitigen Wundergartens. Und vor dem kleinen Ort im Gebirgstal begegnen uns mit flügelndem Schlitten der „Doktor“, der es nicht leicht hat hier oben, wo die Häuser und Hütten und Höfe weit voneinander liegen am Hang, im Tal, hoch und höher noch oben in den Bergen, von denen herab schon in die Dämmerung die Lichter einzeln blinken, wie unruhige Sterne.

Ereignislosigkeit als Ereignis.

„Man sollte in den Ferien oder, wenn man sonstens ausspannen will, immer das Gegenteil tun von dem, was man sonst tun muß.“ Das ist eine Weisheit, die mir einmal ein Mann mit einem Bart gesagt hat, auf dessen Urteil ich viel gebe. Das



Am Hirzjegger Kat- und Posthaus.

hieß also in diesem Falle: nicht früh aufstehen, keine Zeitungen und kein Buch lesen, nichts schreiben und nicht ärgerlich sein, wenn einen die anderen ärgern oder biden wollen, es darf kein Telefon in der Nähe sein, kein Kino und kein Theater, kein Dichter und kein Held, kein kritischer oder komplizierter Mensch, Ruhe muß sein und nicht allzuviel Geduld, wo man sich erholen soll, zuge, die das Dorado aufweisen muß, wo man sich erholen soll.

Durchweg waren die Vorbedingungen erfüllt: als Gratiszugabe gab es Schnee in unheimlichen Mengen, viele Sonnentage; Wald, lange und flache, feile und kurze Bänge, und der Tag regelte sich mit Hellwerden und Dunkelwerden. Dann und wann mußte man natürlich auch einmal auf den Kalender sehen, was für ein Tag sei, und einmal in das Portemonnaie, wie es mit der Abreise wäre. Je weniger sich ereignete, um so höherprozentig waren die Leistung und das Ansehen des Tages.

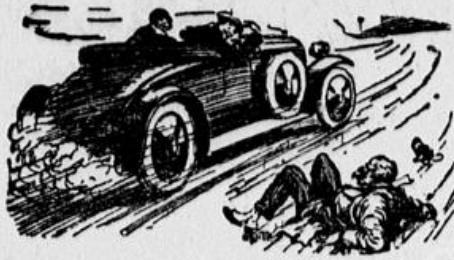
Es wäre alles auch derart in Ordnung gewesen, mit den hochprozentigen Tagen, wenn nicht einer der Hausbewohner auf eine lächerliche Art beim Skilanden das Bein gebrochen haben würde. Dieses Krankenbett und die anschließende böse Entwicklung der Angelegenheit waren der Schatten dieser Zeit. Der geduldige Patient — wahrscheinlich schimpfte er nur, wenn er mit seiner jungen Frau allein war — schenkte mir gelegentlich aus seinem reichen Wissen um agrarpolitische Fragen; als „alte Krieger“ hatten wir gemeinsame Erinnerungs- und Anknüpfungspunkte.

Somit passierte nichts; die großen Ereignisse waren Alltagslichkeiten: der Reichen in rauben Mengen war Tagesgespräch, die Ohrenschmerzen von „Teddy“, des schwarzen, struppigen Hundes, wurden sehr ernst besprochen und von einer mildtätigen Dame mit warmem Öl behandelt, irgendwelche kleine Ereignisse des Alltags an sich entzettelten lange Gespräche am Kamin (der eines Abends, weil es im Projekt hand, angemacht wurde und die ganze Stube verqualmte), lang und breit gemangelt, während wir Stat, Romé, Bridge oder sonstwas Schwieriges spielten. Wenn die Post wegen des tiefen Schnees ausblieb, dann waren wir schredlich aufgeregt, oder wenn die Fahrzeuge im Schnee stecken blieben, so daß wir das, was wir abends eisen wollten, mittags essen mußten und umgekehrt. Auch der Fiebersteuerte einmal durch vollkommenes Ausgehen zu mirer Erkrankung bei; wir fanden alles aufregend, was nicht irgendwie gleichförmig dem gestrigen Tag war. Im Hause wurden dennoch zuweilen weisse und fluge Reden geführt; ich war nie mit dabei, weil ich in den Ferien nichts zu sagen und nichts zu schreiben brauche; ich war grundsätzlich unwissend; die Damen dagegen sprachen mehr; es sind eben Ferien, da man das Gegenteil von dem tut, was man sonst zu tun pflegt.

(L. A. folgt.)



Auf dem verschneiten Friedhof.



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

(3. Fortsetzung)

„O, Sie brauchen nicht verlegen zu werden! Die Idee war wirklich gut. Aber freilich hätten Sie nicht schlafen gehen dürfen, ehe Sie nicht wenigstens hundert Meilen zwischen sich und Livingston gelegt hätten.“

Frederik Johnston richtete sich auf und erkannte, daß er unverantwortlich fest geschlafen haben mußte, hatten doch seine Verfolger Zeit gefunden ihm so ziemlich alles abzunehmen, was er besaß.

„Wie kamen Sie eigentlich darauf, mich in der Richtung nach Katima zu suchen?“ fragte er.

„Das war nicht so schwer. Daß Sie nach Beira gehen würden, schied der Eisenbahnlinie halber aus. Ueber den Sambesi konnten Sie nicht, ohne von den Führern gesehen zu werden. Im Norden liegt die Steppe. Blicke nur Katima. Und dann konnten wir ja gleich feststellen, daß es mit der Telegraphenverbindung nicht klappte.“

„Blödsinnig, so etwas.“

„Nicht so arg, wie Sie denken. Damit will ich freilich nicht behaupten, daß Sie die Flucht übermäßig schlau bewerkstelligten. Schätze, 'n Bulschmann würde anders gehandelt haben. Uebrigens war Finny sehr erfreut, mich wiederzusehen.“

„Sie ist mein Eigentum.“

„Gewiß. Nur werden Sie nicht mehr viel Gelegenheit haben, von ihr Gebrauch zu machen, schätze ich. Was sagte ich Ihnen? Zehn Jahre Ketten — und bis die vorüber sind, ist Finny schon lange tot. Keine guten Aussichten für Sie, denke ich mir. Und die hundert Pfund habe ich nun auch wieder zurück. Ich bin Ihnen nicht sehr böse, Sir. War ein guter Trick, die Sache — muß mir's merken.“

Einer der Polizisten trat näher. Es war O'Connor. Er warf einen hasserfüllten Blick auf Johnston, der erkannte, sich in ihm einen unverwundlichen Feind geschaffen zu haben.

„Genug des Geschwätzes“, sagte O'Connor, „wir müssen machen, daß wir heimkommen.“

Er gab den anderen einen Wink. Zwei von ihnen traten heran und brachten Handfesseln zum Vorschein: Zu gleicher Zeit erhob sich Mr. Dobb vom Boden, ging zur Seite und steckte den Revolver ein. Er sah plötzlich recht uninteressiert aus. In Frederick Johnston dagegen erwachte der Freiheitsdrang, der bisher sozulegen in Fesseln gelegen hatte. Er vergewaltigte sich, was ihn erwartete. Ausdrücken wenig erfreulicher Natur waren es. Er sprang auf und versetzte dem einen Policeman, der darauf durchaus nicht gefaßt war, einen furchtbaren Fausthieb unter das Kinn, der ihn wie einen Wehlfisch zu Boden warf. Das Krachen der Kinnladen alarmierte die anderen. Wie die Wölfe fielen sie über Frederick Johnston her, der sich, so gut es eben gehen wollte, mit Häuten und Füßen verteidigte. Die Partie stand jedoch zu ungleich. Die Gummihäute trammelten im Gleichmaß auf Kopf und Körper nieder. Eine Weile später waren seine Handgelenke mit häßlichen Manschetten gesichert und die schmerzenden Glieder bewiesen ihm das Unnütze seiner Handlungsweise.

„Aufs Pferd mit ihm“, befahl O'Connor leuchtend, und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Frederik Johnston fand nun auch Gelegenheit, der Bandit sein Augenmerk zu schenken, was in der Nacht nicht möglich gewesen war. Es gab da freilich nicht viel zu sehen. Verrottete Gebüsch, kahle Bäume, Termitenhügel und Staub, viel rothbrauner Staub, der unter den Füßen der trabenden Pferde emporwirbelte und so fein war, daß er überall einstrahlte. Dazu die Sonnenhitze, die mit jeder Minute zunahm. Es schien, als habe sich der Himmel in einen Feuerofen verwandelt. Johnston empfand heimliche Schadenfreude, als er sah, daß die uniformierten Bobbys in ihrer unbequemen Kleidung gewaltig schwitzten und alle Qualen der Hölle durchmachten. Die Jungen hingen ihnen vor Durst zum Halse heraus. Freilich wurden sie dadurch dem Manne nicht besser gestimmt, denn sie diese Anstrengungen verdankten. Johnston, in Hemd und Lederhosen, ohne Jacke, empfand den Sonnenbrand weniger. Und Mr. Dobb schien gänzlich unempfindlich; ihn hatte die Caroo ausgedörrt wie eine Zitrone und widerstandsfähig gemacht.

Nach etwa zwei Stunden tauchte in der Ferne ein großes, umfangreiches Gebäude auf, an das sich mittels lange Stacheldrahtlinien angeschlossen, die Flächen im Umkreise von tausenden Hektaren umgaben.

„Dies ist Muilens Farm“, sagte O'Connor, die Gangart seines Pferdes verlangsamt.

„Ja“, bestätigte Mr. Dobb, „Muilen, der Straußzüchter. Er hat einige tausend Stück.“

„Ich habe fürchterlichen Durst“, fuhr O'Connor fort.

„Ich auch“, meinte Mr. Dobb, und die anderen pflichteten ihm bei.

„Wir sollten hier haltmachen“, schlug O'Connor vor, „man zieht sich bei dieser Hitze sonst den Sonnenstich auf den Hals.“

Muilen, ein großer, rothaariger Burche, stand gerade unter der Tür, als die Reiter anlangen.

Er war einer jener Charaktere, die es für erlaubt halten, einen Schwarzen grausam zu töten zu peitschen, die es aber als die größte Sünde ansehen, wenn sie nur einmal des Sonntags die Messe in der zwanzig Meilen weit entfernten Kirche veräumen. Sein hartes Gesicht und die grasgrünen, tüdlichen Augen kennzeichneten ihn als das, was er war.

„Hallo“, schrie O'Connor, „können wir bei Ihnen rasten, Mr. Muilen?“

Der Bur musterte die Ankömmlinge mit einem raschen und mißtrauischen Blick.

„Was haben Sie denn da?“ fragte er neugierig und zeigte mit dem Finger auf Johnston.

„Dieser Kerl war früher bei Madison & Sons angestellt.“

„Ah — eben kam er mir so bekannt vor. Was hat er denn eigentlich ausgefahren?“

„Bisher Straßenraub, Sir“, grinste O'Connor. „Doch was ist's mit unserer Rast?“

„Steigen Sie ab. Sie können Milch, Brot und Fleisch, ja, vielleicht auch Porter haben, wenn's gefällt.“

Sie gingen ins Haus. Und während Muilen die Begleitmannschaft ins Wohnzimmer wies, packte er Frederick Johnston mit rohem Griff an der Schulter und schob ihn leinwärts.

„Hallo, wohin damit?“ fragte Mr. Dobb, der sich eben den Staub aus den Kleidern klopfte.

„Ich denke mir, der Kerl gehört nicht zu uns. Ich habe da eine Kammer, in die man ihn einschließen kann und wo er gut aufgehoben ist.“

„Vortrefflich“, pflichtete O'Connor bei. „Nur achten Sie darauf, daß er nicht entkommt.“

„Keine Sorge, Sir.“ Und zu Johnston: „Vorwärts, Burche, sonst geht's was.“

Er schob den Gefangenen vor sich her, den Flur entlang, öffnete dann eine Tür und stieß ihn hinein. Hernach schloß er die Tür wieder zu und schloß sie von außen ab. Johnston war viel zu niedergedrückt, als daß er gegen diese Art, einen Engländer zu behandeln, protestiert hätte. Er sah sich zunächst in seinem Gefängnis um. Ein kleiner Raum, der einige Quadratfuß im Geviert maß. Ein hochgelegenes, vergittertes Fenster ohne Glascheiben und Moskitonez. Wahrscheinlich eine Kammer, in der Milch aufbewahrt wurde, es roch wenigstens danach und war angenehm kühl. Aber es gab da keine Sitzgelegenheit.

So brachte er lange Zeit, an die Wand gelehnt, zu und lauschte dem ferneren Klang der Stimmen, der manchmal zu ihm herüberhallte. Die Leute ließen es sich scheinbar gut gehen und hatten es nicht eilig, nach Livingston aufzubrechen. Gemeinheit, ihn hungern zu lassen! Allmählich wurden seine Glieder steif und er verlor in trübseliges Vorüberdauern. Leise Schritte schritten ihm nach einiger Zeit empor. Ein Schlüssel wurde ins Schloß gesteckt und umgedreht. Die Tür öffnete sich und ließ eine breite, schultrige, unterlegte Gestalt herein. Und es war eine der größten Ueberrassungen in Frederick Johnstons Leben, als er Mr. Dobb erkannte.

„Sie?“ flötete er verblüfft. „Was wollen Sie noch von mir?“

„Ich denke, Sie nahmen mir alles ab.“

„Stimmt“, grinste Dobb. „Das ist es nicht, was mich herführt. Schätze, Sie haben Hunger?“

„Natürlich.“

„Und Durst wohl auch?“

„Das ist ganz sicher. Ersparen Sie sich den Hohn, der Sie wahrscheinlich zu mir lockt.“

Dobb blinzelte wie eine Katze, die die Mäusche hat, mit der gefangenen Maus zu spielen.

„Sie verkennen mich“, sagte er schließlich. „Mich führt ganz etwas anderes zu Ihnen. Zunächst: es ist sicher, daß wir noch einige Stunden hierbleiben. Den Policemen ist's zu heiß draußen und Muilens Portier. Ichmedt gut, ha-ha-ha! Leider konnte ich Ihnen nichts mitbringen, 's wäre aufgeflogen.“

„Was aber wollen Sie dann noch, zum Teufel?“ schrie Johnston grimmig.

„Sollen Sie gleich hören. Na, wir reden so herum, da drüben, und dabei äußerte O'Connor die Befürchtung, Sie könnten entweichen. Muilen erklärte das für ausgeschlossen. Er ist der Meinung, man könne Sie frei im Hause herumgehen lassen, ohne daß Sie auszureißen vermöchten. Die Pferde seien in den Ställen verwahrt und von Kaffern bewacht, desgleichen das übrige Vieh. Und ohne Reispferd oder Wagen sei es unmöglich, in bewohnte Gebiete zu gelangen — Livingston natürlich ausgenommen, aber dort dürfen Sie sich ohnehin nicht zeigen. Was sagen Sie zu dieser Auffassung Muilens?“

„Mir ist es gleichgültig, worüber sich die Bobbys mit dem dreifigen Bur streiten.“

„So, mir aber nicht. Ich wettete nämlich tatsächlich mit Muilen, obgleich alle der Ansicht sind, es würde sich keine Gelegenheit bieten, die Wette auszutragen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Johnston mit stöndem Atem.

„Ich meine, daß ich entschlossen bin, die Wette hier an Ort und Stelle auszutragen.“

„Was —“

„Ja, Muilen beging nämlich den Fehler, den Schlüssel zu Ihrem Gefängnis auf einen Seitentisch zu legen, ohne ihm weitere Beachtung zu schenken. Ich hielt es für erlaubt, mir ihn insgeheim anzueignen. Ja, da raunen Sie, was? Nu, der alte Dobb kann auch noch andere Stücke, wie Sie gleich hören sollen. Manche Leute haben die übliche Angewohnheit, wichtige Dinge achlos in den Taschen herumzuschleppen. So, zum Beispiel, O'Connor den Schlüssel zu den Handfesseln, die Sie tragen. Und ich habe

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

so flinke Finger, daß es mir wirklich nicht schwer fiel, ihm das handliche Ding zu graspen. Da ist es!“

Er hielt Johnston das „handliche Ding“ unter die Nase.

„Ich habe meine Sachen zurück und Finny obendrein“, fuhr er fort, „fühle mich daher nicht geschädigt und habe auch kein Interesse daran, Sie eingesperrt zu wissen. Da gegen bin ich an der abgeschlossenen Wette stark interessiert. Ich werde Sie freilassen, Sir, und an Ihnen liegt es dann, zu zeigen, daß auch ein Mann ohne Waffen und Pferd den Bobbys zu entfliehen vermag. Was sagen Sie dazu, Sir?“

Frederik Johnston konnte nichts sagen. Er war viel zu sehr verwirrt, um auch nur den Mund aufzumachen. Es kam ihm wie ein Traum vor, als Dobb die Handfesseln öffnete und achlos zu Boden warf. Und noch immer glaubte er zu träumen, als ihn jener zur Tür stieß und sagte:

„So, nun scheren Sie sich zum Fenster, Sir. Doch rate ich Ihnen, vorher die Glieder ein bisschen zu reiben, damit sie geschmeidig werden. Ist 'n verdammtes Ding, stundenlang gefesselt zu sein — kenne es aus eigener Erfahrung, ha-ha-ha!“

5.

Als Frederick Johnston im Flur draußen stand, schüttelte er sich wie ein Hund, der aus dem Wasser kriecht. Er mußte alles daran setzen, wieder in Form zu kommen. Das störende Blut geriet augenblicklich in Wallung. Er trat vorsichtig auf und hob die Arme, mit Vergnügen feststellend, daß er im Gebrauch der Glieder nicht behindert sein würde. Er war sich darüber im klaren, daß nur schnelles Handeln ihn retten könne. Er hörte, wie Mr. Dobb hinter ihm die Tür verschloß und einige ansehnliche Grunzlaute von sich gab. Aber er hielt es für Zeitvergeudung, sich nach ihm umzusehen.

Mit einigen langen Sähen lauschte Johnston durch den Flur und zur offenen Tür. Sein erster Gedanke galt den Pferden. Doch Dobb hatte recht, die waren weg, man hatte sie, mit einem längeren Aufenthalt der Bobbys rechnend, in den Ställen untergebracht. Diese Möglichkeit, sich zu retten, schied mithin aus. Es galt zu laufen, was das Zeug halten wollte.

In diesem Augenblick bog eine freihüftige Maid, wahrscheinlich Muilens Tochter, um die Ecke, die einen Eimer in der Hand trug. Johnston, im Schwunge der Vorwärtsbewegung, prallte mit der Wucht einer Kanonenkugel auf sie. Ausgehend fiel das Mädchen auf den Rücken, den Mann mit sich reisend. Es wahr Johnston, als fiele er auf einen Kautschukballon, so nachgiebig erwies sich die Fleischmasse unter ihm. Leider fehlte ihm die Zeit, eingehendere Untersuchungen dieses eigenartigen Phänomens anzustellen. Er sprang mit einem Satz auf die Beine und wollte weiter.

Das Angstgeschrei der vollbüßigen Maid rief indessen einen Kaffer auf den Plan, der, in der Rechten eine Art schwingend, herbeistürzte, um Frederick Johnston den Weg zu verlegen. Die Sache sah für einen unbewaffneten Mann nicht ganz ungünstlich aus, zumal es keine Möglichkeit gibt, einen mit der Art geführten Fieb ohne weiteres aufzufangen. Frederick Johnston wußte jedoch, auf welche Art man einem Nigger am besten beikommt. Ehe der Kerl zuhauen konnte, versetzte er ihm einen Fußtritt gegen das Schienbein, die empfindlichste Stelle am Körper eines Schwarzen. Der Erfolg war ein augenblicklicher. Der Kaffer schrie wie ein angelegenes Ferkel, ließ die Art fallen und plumpste zu Boden. Beim Weiterlaufen festigte sich in Johnston die Ansicht, der Nigger würde mindestens sechs Wochen lang nicht in der Lage sein, die Beine richtig zu gebrauchen, ist doch die Wucht eines stiefelschaffenen Fußes nicht zu unterschätzen.

Im Augenblick war die Bahn frei. Es fand sich zu nächst niemand, der Zeit oder Lust hatte, mit dem Flüchtling anzubinden. Frederick Johnston benützte die Chance, die ihm Mr. Dobb im Interesse der abgeschlossenen Wette gegeben hatte.

Unterdessen war Mr. Dobb ins Wohnzimmer zurückgekehrt, wo die Bobbys mit roten Gesichtern um einen Tisch saßen und, vom Porter angeregt, mit Muilen debattierten.

„Wie hoch galt die Wette zwischen uns?“ fragte Dobb den Bur.

Der sah einigermaßen erstaunt auf.

„Zehn Pfund. Aber 's war zweifels — er wird keine Gelegenheit haben, zu zeigen, was er kann.“

Eben ging der Lärm draußen los. Die Männer sprangen auf die Beine, aber es war nicht ganz leicht, in Ordnung zu kommen, hingen doch Sättel, Zaumzeug und Waffen friedlich an der Wand.

„Was soll das heißen?“ brüllte O'Connor Mr. Dobb an.

„Sehen Sie doch zum Fenster hinaus“, sagte dieser, „dort läuft unser Mann um sein Leben.“

Sie stürzten an die Fenster und sahen den Gefangenen über die Ebene hasten.

„Tragen Sie die Schuld daran?“ fragte Muilen den hinter ihm stehenden Mr. Dobb.

„Allerdings“, grinste dieser. „Ich war dem jungen Mann Revanche schuldig. Er gab mir in der verfloßenen Nacht eine Chance, nämlich die, ihn zu fangen, und ich gebe ihm heute eine Chance, nämlich die, zu fliehen. Schon im Interesse der abgeschlossenen Wette, Sir.“

(Fortsetzung folgt)

Unpolitische Chronik

Neuß, 17. Februar 1935

Zweifeln Thuan und Rayan, ein Thuan, doch (wie) immer wieder Senäts mußt.

Daß das Thema vom Wetter auch den Lesern Freude machen könnte, ist noch eine Frage besonderer Art; aber da bisher keine flammenden Proteste gegen „geistvolle“ Plaudereien über das Wetter eingelaufen sind, wie oft auch das Thema im Notfalle behandelt worden sein mag, so hat auch der unpolitische Chronist seinen Grund, sich dieser Notwehr etwa nicht zu bedienen. Es ist ja auch nicht wahr, daß das Gespräch vom Wetter niemals auf werden könnte, weil ja doch jeder Tag ein anderes Wetter ist; und gerade der Veränderlichkeit der Witterung ist eben immer die neue Anregung zu solchen lässlichen Taten. Nebenbei soll sich niemand vermaßen zu sagen, daß nur stoffarme Feuilletonisten immer vom Wetter schreiben; wer ehrlich ist, der muß zugeben, daß jeder gerade dieses Thema mit besonderer Befähigung abwandelt, und das nicht nur etwa aus Langeweile. Denn wir sind ja doch alle mehr oder weniger vom Wetter abhängig; zwar wissen das viele noch nicht, aber daran bin ich unschuldig. Wie einem nämlich auf die Dauer im Hause die Tapede auf die Nerven fallen kann, oder wie einem zuweilen oder sogar meistens der Blick in den Spiegel lehrt, daß wir keinen Grund haben, mit unserem Gesicht zufrieden zu sein, so ist auch die Witterung die Quelle ohnmächtigen Leidens, an dem wir Menschen so reich sind.

Als wir am Montag dieser Woche, früh und prächtig ausgeschlafen, erwachten und vor die Tür traten, da meinten wir in einem Winterfurore zu sein. Froher Hoffnung voll, daß nun auch die Neußer Jugend einmal ein paar Tage die Sonnen des Winters kosten könne, schlich man durch den Schnee und zur Redaktion und sah schon unterwegs allerhand Vorfälle. Man würde photographieren und dazu einen schungvollen Artikel über die beschneite Stadt schreiben, man würde zusehen, wie die Jugend sich zu der unerwarteten Beschneidung einstellen würde, nur ganz nebenbei hätte man die eine oder andere mittlere Schneeballe zu werfen, um die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen, und man wäre pflichtgemäß auch auf die halbwegsige Jugend eingegangen, die immer eine besondere Freude dabei empfindet, wenn sie junge oder alte weibliche Jugend von ihrer männlichen Kraft überzeugen kann, fann, man hätte endlich einmal einen besonders lohnenden Stoff sowohl für den Photographen und für den Schreiber gehabt, die alle nach solchen Dingen sehn, wie die Kuh nach der Tränke.

Ein paar Stunden darauf war aber alles schon wieder „Rappe“. In der Stadt mußten wir durch den Matsch traben, und an den Füßen mußten wir feststellen, daß Schneewasser die besondere Vorliebe hat, zwischen Sohle und Schast an die Strümpfe zu gelangen, und dieser Zustand verursacht uns allen dann unfreudliche Gedanken und Raunen, die wir wohl in gut halten müssen, damit wir nicht mit uns selbst Streit bekommen (oder mit anderen).

Auch mein Verschönerungsrat, der sonst doch immer nur wirklich neue Sachen erzählt, konnte nicht umhin, beim Rasieren festzustellen, daß das Wetter überhaupt kein Wetter sei, sondern vielmehr eine ziemlich schwermere.

Indessen suchte die Jugend nach Schluß noch zu retten, was zu retten war; aber die Schlitten fuhren bald durch den Dreck, und ich dachte mir mittags, daß ich — wenn ich Schürke wäre oder sonstwas Mahgebendes für solche Dinge — schon morgens das Kommando zum halben Wandertag gegeben hätte, ganz außer der Reihe, selbst auf die Gefahr hin, von meiner vorgelegten Behörde einen Stauer zu bekommen. Aber selbst ein so herzhafter, eiliger Entschluß hätte nur noch einen Teil des Genusses vermitteln können, den wir notorischen Frühhafter am Montag morgen hatten, da alles so schön, so weiß, so lautlos und so friedlich war, daß es einem ordentlich feierlich um das Herz wurde.

Nach dem Schnee, wenn das Wetter wieder abgeht, kann man ein Beispiel dafür demonstrieren, wie schnell sich alles Schöne zum Häßlichen wenden kann, für welche Vinsenweisheit es zwar nicht unbedingt zu schreien braucht.

Und wieder ein paar Stunden später wurden wir von den Autos, die durch den Schneematsch fuhren, bestrahlt, verfluchte unsere wetterfeste Fahrparabelleneinrichtung wenigstens in den Hauptstrahlen einigermaßen gezielte Verhältnisse zu schaffen, und die Buben und die Mädchen sahen wieder hinter den Fenster Scheiben und machten traurige Augen. Enttäuschte Hoffnung tut eben weh!

So sah der einzelne Schneetage aus, den wir am Montag hatten; der in seiner Bahn gedankte Golfstrom soll bekanntlich schuld sein, daß wir keinen Winter mehr bekommen; ich weiß nicht, ob das stimmt, aber ich kann andererseits auch nicht das Gegenteil beweisen. Es wird schon stimmen, mit dem Golfstrom. Da aber die Wissenschaftlicher in der Landwirtschaft behaupten, Schnee sei für die Felder so gut wie Dünger, so mischt sich in die Freude über die milden Winter der letzten Jahre (eine Art von atmosphärischer Winterhilfe) die leise Trauer über die von Schnee umgebenen Felder, und der Jammer darüber, daß das kalte Wetter unsere Schenke und Regen auch nicht das Richtige ist für unsere Gesundheit. Wir haben aber bekommen doch viel zu oft den Schnupfen, wir husten, wie die Schafe im Pferd, und wir haben oft schlechte Raune, weil wir eben jede Gelegenheit benutzen, um uns zu ärgern.

So weißes kann man über das Wetter schreiben, wenn man sonst kein vernünftiges Thema für die Einleitung hat; natürlich soll man das nur in Ausnahmefällen tun, und als einen solchen müssen wir — notgedrungen — einen Schneetage in Neuß anprechen.

Nagen mit die kritischen Leser das Gespräch vom Wetter verzeihen; ich konnte nicht anders!

„Ein bißchen Taligleit...“

In den Kriegserinnerungen eines Oesterreicher lesen wir, daß bei den Kaiserjägern, dem bekannten österreichischen Truppenteil, ein Hauptmann im Felde monatelang die Stein- und Kugeln eines Wasserleitungsnetzes beim Tragen mitführen ließ. Wo sich die Kompanie für ein paar Tage häuslich einrichten konnte, wurde auch die bekannte Stillegelegenheit montiert, ein Bretterhäuschen wurde errichtet und sogar mit einer verschließbaren Tür versehen. Den entsprechenden Schlüssel zum Vorhängeschloß trug der Herr Hauptmann immer in der

Tasche. „Ein bißchen Stimmung muß der Mensch haben, wenn er in Stimmung bleiben soll“, hat der Hauptmann immer zur Begründung gesagt. Der „Geschichtsschreiber“, der diese schöne Geschichte aus dem Kriege berichtet, teilt dann noch weiter mit, daß werktags auch die anderen Offiziere das Gemach benutzen durften, und Sonntags sogar auch die Einjährigen.

Man kann sich denken, wie sich die Leute mit dem einjährigen Zeugnis schon die ganze Woche auf den Sonntag gefreut haben, muß der unpolitische Chronist hinzufügen, wenn er solche Meldung an seine Leser weitergibt; sie werden die Stunden gezählt haben, die Herren Einjährigen, die endlich Sonntag war, und schon in der Frühe wird der gewaltige Zustrom zu diesem heiligen Ort menschlicher Kultur eingeleitet haben, so daß auch dafür besondere Zulasskarten ausgegeben werden mußten.

Mander Soldat von 1914—18 könnte übrigens einen sehr lehrreichen Beitrag dazu liefern, was im Krieg oft für merkwürdige Dinge bei der Bagage mitgeschleppt wurden. Das Schloß des Kaiserjäger-Hauptmanns dürfte allerdings ein Grenzfall sein.

„Jung“ „groß!“

Es gibt Redensarten, die sich im Handumdrehen durchsetzen, und die — wenn sie sich über das Maß des Erträglichsten verbreiten — zu einer Seuche werden können. Augenblicklich leiden wir unter der Redensart „ganz groß“ einen rechten Kummer.

Der Sänger war „ganz groß“, der Fußballspieler hat „ganz groß“ vor den Ball getreten, der Redner war „ganz groß“, und es gibt sogar Dinge, die „ganz groß“ gleichmütig haben. Da die Seuche mittlerweile auch in Neuß angekommen ist, und da besondere Schutzmaßnahmen seitens der Polizei dagegen nicht geplant sind, so wollen wir uns an dieser Stelle vornehmen, die Redensart nach Möglichkeit dadurch zu mordern, daß wir sie nur im Notfalle gebrauchen, wenn wir gar nichts anderes mehr wissen.

Diesen Vorschlag wollen wir uns „ganz groß“ vornehmen, weil wir damit „ganz groß“ eine Mission erfüllen können, die weder zum Widerpruch noch zum Zorn reizen kann.

Nehmen wir uns also „ganz groß“ vor, „ganz groß“ nicht mehr zu sagen, wenn es auch noch so groß aussehen könnte, und falls wir einmal dahinter kommen, wer den Bazillus dieser Redensart nach Neuß eingeschleppt hat, dann wollen wir den an Stelle einer an sich verwirkten Gefängnisstrafe in die Gefängnisstrafe von mindestens 20 — Mark nehmen; denn der Mann oder die Frau, die uns das angetan hat, hat die Strafe verdient.

Man hat schon seinen Kummer mit abgebrauchten Redensarten!

Kaisers Reformmontagszug vor 70 Jahren.

Den schlagenden Beweis, daß die alten Neußer es vor vielen Jahrzehnten schon verstanden, von quellendem Humor durchtränkte Maskenfeste zu veranstalten, erbringt uns der Brief eines Neußer Bürgers an seinen in Antwerpen weilenden Bruder vom 5. März 1865. Darin wird der damals in Neuß veranstaltete Reformmontagszug in feiselnder, humorvoller Art beschrieben, und wir nehmen gern Gelegenheit, die interessante Schilderung unsern Lesern vorzuführen. Diese erzählt u. a.:

„Die verschiedenen Gesellschaften hatten sich zur Ausführung eines Maskenfestes vereinigt, welcher sich dann am Montag, vom besten Wetter begünstigt, in Begleitung dreier Musikbände und in einer Anzahl von etwa 25 Wagen durch die Stadt bewegte. Die „Anführer“ hatten die meisten Wagen gestellt. Den Zug eröffneten mehrere als Schmetterlinge maskierte Reiter, ein Herold mit dem Stab, mehrere Jockeys, dann folgte der Vater allein in einem hübschen Schloß, dargestellt vom Doctsch im Tricot mit langem Bart und umfränktem Haupte; eine Krawattenknecht in Bezug auf die Firma Gräber u. Gadenberg, wovon der erfahrener früher Affäre in der Eisenbahn bei Thüwen war; eine Menagerie, enthaltend Fortschritt-Böde, „stadträtliche Affen“, Meerbasen aus den Holzgeleiden vor dem Meintore und dergleichen; die vier Jahreszeiten; das Stützungs-Gesetz in der Erholung, welches Geistes aus Düsseldorf je 25 Groschen pro Souver geliefert hatte, und wobei fast nur leere Schüsseln die Kunde gemacht hatten; Heil Karneval in einer schwindelerregenden Höhe in einem riesigen Römer sitzend (dargestellt von Ed. Thomas); der deutsche Bund, ein Wagen mit einem turmartigen Holend und oben drauf der deutsche Michel (Mathieu Sommer); ein süßsaftlicher Pfau in glänzender Equipage und Reiterbedienten (E. Gorrour); eine Equipage mit zwei Russen, lange Bärte tragend und überaus reich in Bezug auf die Levis; früher wog ich 80 Pfund, jetzt wiege ich 170 Pfund, hier wird nicht geachtet, nur gelacht. Dieser Wagen war zahlreich besetzt; es wurde gefocht und getrunken, gefesselt und getrunken, und die Tafel war so nett gedeckt wie im ersten Gasthof. Dann kamen die Vereine „Was hält dich“, „Et hält dich an sich“ und „Bei ob an“, welche sich ebenfalls angestrengt haben, ihre Wäse leuchten zu lassen. Der Quirinus-Buß, wo lauter Widelinder heraufgeführt wurden, zum nicht geringen Jubel der zahllosen Menschenmenge, der wohl seinen Höhepunkt erreichte, wenn Zwillinge oder gar Drillinge hervorkamen; die neu projektierte Rheinbrücke bei Düsseldorf; ein neues Pensionat, in Bezug auf die Lumpenfabrikerei von Ulmer, wo wohl über fünfzig Mädchen beschäftigt sind; die Militär-Hinterlassenschaft (damals verlor Neuß seine kleine Garnison, die Red.), ein leeres Schilderhaus, ein großes Buch mit der Ueberschrift „Schulden“ und viele Gesetze mit der Ueberschrift „Tränen“, ein Trödlermarkt, mit allen möglichen Sachen, von lebendem Vieh an bis hinunter zu altem Eisen und Lumpen; es folgten noch verschiedene unbedeutende Wagen, und wimmelten die Zwischenräume zwischen den einzelnen Wagen von Maskeraden aller Art. Der Zug war dadurch außerordentlich belebt und erhielt eine solche Ausdehnung, daß es bereits Abend war, ehe derselbe seinen Rundgang durch die Stadt vollendet hatte.“

So weit der Brief; er wird nur den älteren Neußer Erinnerungen wehen. Der jüngeren Generation wird er nur

sagen, daß vor 70 Jahren die Neußer allerhand Unternehmungsgeist hatten, und daß ihr Humor naiv und gesund war. Diese Art von Darstellung ist wohl durch den Kirmesadelzug bei uns abgelöst worden.

Wahlkämpfe köstet im Auto.

Wir haben kürzlich darüber berichtet, daß ein Dauerlauf in Gruppen veranstaltet worden ist, der von Budapest nach Kom führte; die Strecke beträgt die Kleinigkeit von 1500 Kilometern, aber man hätte davon keine besondere Notiz genommen, wenn dies nicht ein besonderer Wettkampf gewesen wäre insofern, als nur zwei Leute daran teilnahmen. Der eine war ein Vegetarier, der andere hielt mehr von der Fleischkost. Das ist an sich Sache jedes einzelnen Menschen, wie er sich ernährt; hier aber sollte entschieden werden, welche Art von Ernährung die größere Kraft und die bessere Ausdauer verleihe. Und so wurde denn dieser Kampf Vegetarier gegen Fleischesser von geschäftstüchtigen Managern mit einem ziemlichem Aufwand aufgezogen, wobei natürlich die Massen der Vegetarier und die der Fleischesser mächtig in Ballung gerieten. Der Kampf ist mehr oder weniger unentschieden ausgegangen, da die beiden Käufer nur mit ganz geringem Abstand ankamen.

Nun aber hat die Sache ein amüsantes Nachspiel gehabt; von diesem Nachspiel lasen wir im „Wiener Journal“ folgende lichtreiche Notiz: „Zu den Enthüllungen über den Dauerlauf Budapest-Kom erklärte nun der Vegetarier Kovach, daß er 1200 Kilometer gelaufen sei, und nur 300 Kilometer im Auto zurückgelegt habe. Er sei von den Arrangements, als Ernst Matura nicht weiter konnte, buchstäblich gezwungen worden, gleichfalls das Auto zu benutzen.“

Wir hier in Neuß wohnen viel zu weit von Budapest und Rom entfernt, als daß uns diese bescheidene Mitteilung mehr abzwängen könnte, als ein fröhliches Grinsen.

Köln Fußball Preisaußschießen am.

Im „hüßigen Köln“ soll die Straßenbahnbenutzung weiter vorangetrieben werden; das ist ja auch wohl der Wunsch aller Straßenbahnverwaltungen in allen Städten der Erde, daß die Straßenbahnen mehr benutzt werden, weil dann eben mehr Geld einfällt; diese ganz einfache Weisheit aus kaufmännischen Erkenntnissen hat natürlich den einen Haken, daß eben der Mangel an Großen auch diese Wünsche nicht ganz erfüllen kann; und über diesen Mangel klagen eben auch alle anderen Kaufleute. Diefem Mangel zu steuern gibt es einige Mittel der Werbung: Köln versucht es zugunsten seiner Straßenbahn mit einem Preisaußschießen. Da sollen die Kölner Verse machen nach dem Motto „Meide die Straßen der Straße; Jahre sicher und bequem mit der Straßenbahn“. Wenn ich in Köln ein Autogeschäft hätte, würde ich ein Preisaußschießen starten unter dem Motto „Meide die Unbequemlichkeiten der Straßenbahnfahrt und fahre nur im Koll-Royce (ältere Linie) oder im Maybach, Opel, Adler, D.M. Ford (Nichttreffendes bitte durchstreichen!)“. Aber das hat mit dem Straßenbahnpreisaußschießen der Stadt Köln nichts zu tun, das wir hier loben und empfehlen möchten, allerdings erst dann, wenn es Erfolg haben sollte. Solange wollen wir in Neuß warten.

Als Preise gibt man in Köln für den besten Vers 100 Mk., für die beiden nächstbesten 50 und 30 Mk. Als Trostpreise werden Knipskarten und Negarten gegeben. Wir stellen dieses Ergebnis einigen Zeitungsstudiums auch unserer Straßenbahnverwaltung zur Verfügung, und da die Stadt Köln es uns bestimmt nicht übernehmen würde, wenn wir ihre guten Gedanken auch für uns übernehmen, (weil die Fremdbildung Köln-Neuß ja seit je immer besonders herzlich gewesen ist, viel herzlicher als die mit Düsseldorf! Hö—öh!) so wollen wir in Neuß auch einmal für die Straßenbahn anfragen zu denken, die entsprechenden Preise für die Neußer Gedichte wie folgt festlegen: 1. Preis für den allerbesten Vers 4.75 Mark, für den zweitbesten Vers 1.30 Mk., 3. Preis 0.85 Mark; als Trostpreise werden Freifahrtsscheine für eine einmalige Fahrt Bahnhof—Glockhammer oder Bahnhof—Kölpingstraße ausgegeben.

Da mein Vorschlag, der damals aus englischen Zeitungen stammte, die Schaffner (wie in Dublin) im Erzählen von neuen Wäsen auszubilden, offenbar keine Anerkennung gefunden hat, so könnte man es vielleicht doch einmal mit Versen versuchen, es sei denn, daß man in Köln oder auch sonst auf dem Erdkreis einfände, daß das Straßenbahnfahren eigentlich eine Frage des Portemonnaies ist, wozu allerdings in Neuß noch als spezielle Hemmung hinzukommt, daß die Neußer eben leidenschaftliche Fußgänger sind, die man auch wahrscheinlich nicht mit der traffen Schilderung von den Gefahren der Straße außerhalb der Straßenbahn in den Straßenbahn treiben kann; als Werbung für einen Freifahrtseintrostpreis stelle ich in überaus großzügiger Weise diesen Vers der Verehrerschaft im Falle eines Neußer Preisaußschreibens kostenlos zur Verfügung:

Wenn es draußen kalt und naß
Macht die Straßenbahn Dir Spaß,
Doch was nützt der ganze Mist
Wenn Du nicht bei Kasse bist?

Diaz

Verliert der Scharfrichter sein Amt?

Der Scharfrichter verliert sein Amt zwar nicht selten in Pro und Zylinder auszuüben, dabei sogar weiße Handschuhe anziehen. Aber es ist leicht zu begreifen, wenn er sich im übrigen bei seiner außerberuflichen Lebensführung nicht immer als zartbehaarter Mann zeigt. So stand denn der ungarische Urteilsvollstrecker Johann Kovacs vor kurzem vor Gericht, weil er seinen Mieter mit Gewalt zur Zahlung der Miete zwingen wollte und ihm den Ausgang aus der Wohnung verwehrte. Der also tyrannisierte rief den Kadi zu Hilfe, und der verdammte den übrigens vorbestraften Meister Hemmerling wegen Hausfriedensbruchs und Verletzung der persönlichen Freiheit zu acht Tagen Gefängnis und zu drei Jahren Amtsverlust. Wäre diese Entscheidung rechtsträftig geworden, dann hätte Johann Kovacs unweigerlich seine Stellung verloren. Man kann es daher verstehen, daß er gegen das Urteil Vierteljahrhundert nichts habe zu schulden kommen lassen. Es sei also unbillig, ihm eine längst verbüßte Strafe so schwer anzurechnen. An der Tat hatte der Richter Verstandnis für die Räte des Scharfrichters, der sich vor dem Geiseln der Arbeitslosigkeit fürchtete. Man sprach also den Fenster von der Anklage wegen Hausfriedensbruchs frei und verurteilte ihn lediglich wegen der Verletzung der persönlichen Freiheit zu vier Tagen Gefängnis. Johann Kovacs atmete erleichtert auf. Nun bleibt ihm der Amtsverlust erspart, und er darf weiter sein Richteramt schwingen.



Liebesdrama in der Museumsecke . . .

Die weise Nofrotete

Von A. Hilber

Es sind nicht die modernen Politiker, die die Bedeutung und Wichtigkeit von Kolonien erkannt haben. Die großen Staatsmänner des Altertums sahen ihre wichtigsten Aufgaben in der Gewinnung von Kolonialbesitz, wobei allerdings zugegeben werden muß, daß die Erreichung ihrer Ziele damals wohl leichter war als heute. Der große Julius Cäsar wandte viele Jahre seine ganze Aufmerksamkeit nach Afrika. Ägypten zu erobern und aus ihm eine römische Provinz zu machen, war sein größter Ehrgeiz, und man muß ihm zugestehen, es war kein schlechter Plan. Das fruchtbare Land mit seinen alten, wertvollen Kulturgütern mußte eine Goldgrube für den Senat und die römischen Soldaten sein.

Aber als Cäsar das erste Mal über das Meer nach Ägypten fuhr, fand er dort nicht nur ein herrliches Land, sondern auch eine herrliche Frau, die schöne Königin Kleopatra, die den stolzen Römer bezauberte, und es entspann sich ein Liebesverhältnis zwischen den Herrschern zweier Erdteile, den Trägern zweier Kulturen, das in seiner Tragik und Größe in die Geschichte einging und heute noch, nach fast 2000 Jahren, in der Ueberlieferung lebendig ist — die Liebesgeschichte von Cäsar und Kleopatra.

Im Museum hat ein findiger Photograph die Figur eines römischen Jünglings an den Kopf der Nofrotete gelehnt und sie gemeinsam im Bilde festgehalten. Die stolze Nofrotete hat 1400 Jahre vor Kleopatra gelebt, und unser Bild zeigt, daß Nofrotete in bezug auf den römischen Verehrer, der die Augen verzückt zu ihr emporhebt, die

Klügere war. Ihr Blick, in dem die Seele einer ganzen Welt mit ihren Höhen und Tiefen zu liegen scheint, ist geradeaus in die Ferne gerichtet, ihr schöner Mund ist während und verzückt zugleich, sie übersteht und sieht alles.

Säße Kleopatra das Bild ihrer schönen und zugleich weisen Ahne vor Augen gehabt, den Kopf der Nofrotete mit dem verschmähnten römischen Jüngling, vielleicht hätte ihre Klugheit der Liebe zu dem römischen Cäsar entsagt und die Weltgeschichte hätte einen anderen Lauf genommen. Wie wäre die ägyptische Königin dann nach Rom gekommen und hätte durch ihre landfremde Art die nationalen Römer nicht nur gegen sich, sondern auch gegen ihren Imperator gereizt.

Man hat Cäsar sein Verhalten auf dem ägyptischen Feldzug und seine Liebe zu Kleopatra in Rom sehr übelgenommen, denn es war nicht ausschließlich die Auflehnung des demokratisch gesinnten Senates gegen die von Cäsar erhaltene Kaiserwürde, die zu seinem schrecklichen, gewaltigen Ende geführt hat. Wie hätte man in Rom eine ägyptische Königin neben dem Herrscher des Landes geduldet, wie es vielleicht Cäsars Wunsch war. Denn das Rom vor Christi Geburt war eine Weltstadt, wo sich Leute aus aller Herren Länder trafen und von den Römern weltmännisch und großzügig aufgenommen wurden; aber die Internationalität ging bei den Römern niemals über die Nationalität, eine gesunde und richtige Einstellung, die jedem Volke nur zum Segen gereichen kann.

Museum — einst und heute!

Von Heinz Haller

Warst du auch im Museum?, pflegte uns der Vater früher zu fragen, wenn wir vom Besuch der Verwandten aus der großen Stadt heimkehrten. Zumeist bestand unsere Antwort aus einer recht verlegenen und gewundenen Erklärung, aus welchen ich wichtigen Gründen ein Besuch des Museums gerade diesmal nicht möglich gewesen sei. Und dabei blieb es dann in der Zukunft.

Die Sache war einfach die: wir hatten keine Lust! Denn Museum — das war uns gleichbedeutend mit Müdigkeit und Langeweile und endlosen Schränken unverständlicher Dinge, an denen statt vernünftiger

und auch dem Kind einleuchtender Erklärung eine mehrstellige Ziffer stand. Und dann waren da soviel Bilder auf einmal, daß man von den Farben ganz verwirrt wurde.

Nein — es bedeutete uns keine große Freude, wenn uns eine mitleidvolle Seele ins Museum führen wollte.

Dabei sahen wir gern Bilder; stundenlang konnten wir in Großmutter's Stube vor den feinen alten Stahlstichen sitzen. Und die Waffen und Geräte fremder Völker hätten uns gewiß gefallen und wahrscheinlich mächtig imponiert, wenn wir nur gewußt

hätten, wozu sie dies oder jenes gebrauchten. Aber da standen nur diese dummen Nummern an den Beilen und Töpfen.

Hand aufs Herz! Wem ist es nicht schon genau so ergangen, wenn er ein Museum alten Stils betrat? Wen hat dann nicht auch schon das Grauen vor solcher Anhäufung toter, weichenloser Schätze gepackt?

Es gab Museen — und es ist anzunehmen, daß sie auch heute noch nicht ganz ausgestorben sind — in denen man den Staub in dichten Schichten auf den Marmorfiguren der Antike liegen sah, auch wenn sie täglich von fleißigen Händen abgeputzt wurden. Denn nur unser inneres Auge sah den Staub, sah diesen ganzen völlig beziehungslosen Aufbau dieser Sammlung, die wohl sehr vollständig sein konnte, aber uns nicht das Geringste zu sagen wußte.

Und dann wunderte man sich, wenn man im Jahresbericht feststellen mußte, daß glücklich ein paar Tausend Menschen im Laufe von zwölf Monaten diese Schätze gesehen und — vielleicht — auch bewundert hatten. Aber ob sie damit etwas angufangen wußten?

Und wo blieben die Hunderttausende, die Millionen? Wo der Arbeiter? Gab es keine Kunst, keine Geschichte auch für ihn?

Schulklassen wurden im Galopp durch die Galerien geführt, und die Kinder waren im allgemeinen auch ganz froh über solche Bereicherung des Stundenplanes. Aber doch nur, weil deshalb eine Mathematikstunde ausfiel!

So führten diese Museen ein weitabgechiedenes Dasein. Möglich, daß ein paar Fachgelehrte ihre stille Freude an der lückenlosen Sammlung griechischer Vasen hatten. Möglich; uns aber bedrückte der Ueberfluß und er nahm uns die Freude an dem einen Stück, das uns hätten wir es nur rechtzeitig gefunden, eine ganze verunkeltete Kultur nahegebracht hätte.

Um so mehr wollen wir uns freuen, daß man von der Methode der überladenen Vorratskammer in den letzten Jahrzehnten immer mehr abgesehen ist. Die Schausammlung, die Sonderausstellung über einen begrenzten Teilausschnitt stehen im Vordergrund. Lieber drei, dafür aber charakteristische Stücke im Schrank — dann wollen wir es dem Katalog gern und unbefehligen glauben, daß noch zweitausend von der gleichen Art im Keller schlummern.

An den dreien aber wollen wir uns freuen. Und unsere Freude wird ja auch den Führern all dieser Schätze besser gefallen als die gelangweilte Galt früherer Zeiten.

Auf den Spuren von Vinsgwind und Gorynn.

Forscher graben nach den Trümmern des rheinischen Troja.

Von Ludwig Hartmann.

Brausendes Leben erfüllt die Landschaft, dort, wo der Rhein mit seinen grünen Wellen so mancher Burg bemoste Trümmer grüßt. Aus allen Ecken eilen die Deutschen aus allen Zonen der Welt eilen die Menschen herbei, das an Schönheit und Schicksal reiche Tal zu bewundern. Aber der Lärm verhallt, die Berge verschlafen und verschwinden, die üppigen Nebelhänge weichen nachhaften Viehweiden dort, wo der Vater Rhein sich auf sein ehrendes Alter bejunt, wo er in gemächlicher Ruhe seine Straße zieht, an dem heiligen Rhein vorbei, an dem festen Ufer vorbei, dem Meer zu, das ihm die Arme entgegenbreitet. Es sind keine bemosten Burgtrümmer, die der Strom hier begrüßt. Mächtig liegt er an seinen Ufern, die Ufer, die ihm seit langem die Bewegungsfreiheit rauben. Und die behäbigen Bauernhöfe, die sich unter den Schutz der Erdwälle bücken, die Kinder, die wiederkehrend im Galle liegen, erinnern wahrlich nicht an die Ruinen des jungen Rheines.

Und doch ruht auch über dem Niederrhein der Schimmer ruhmvoller Vergangenheit. Germanische Felder und friderizianische Heerzugstrassen führen aus dieser Landschaft, vor allem aber Siegfried, die lebendig gewordene Verkörperung des Lichts und der Kraft.

Im Kanten soll die Wiege des Neden gestanden haben, wie die Nibelungenliede berichtet. Oder ist es nur ein bunter Sagen- und Märchenfraz, was uns dieses gewaltige Epos fündet? Noch immer bemüht sich die Wissenschaft nach Kräften, den geschichtlichen Kern der Legende zu erörtern. Ein Ergebnis, das allgemein befriedigt und allgemein anerkannt wird, ist bislang noch nicht gefunden worden. Manche Gelehrte haben das historische Urbild des Helden wohl in dem Cheruskerfürsten Armin erblickt

wollen, andere in dem Langobardenkönig Alboin, noch andere in dem fränkischen Könige Sigibert. Neuerdings glaubt Dr. M. Vinteler-Halle in Profors Götterkrieg eine Spur gefunden zu haben, und er ist der Ansicht, daß der Götterführer Wraja die historische Gestalt sei, um die sich dann jener Legendenfraz wöl.

In jüngerer Zeit hat man noch einen anderen Weg eingeschlagen, um zu den Quellen germanischer Heldensage zu dringen. Wie Dr. Hans Spathmann in den Monatsheften „Germanien“ berichtet, geht man jetzt tatkräftig daran, mit dem Grabhügel die Reste des Trajanslagers nördlich von Kanten gründlich zu durchforschen. Damit steigt auch die Gestalt des grimmen Hagen von Tronje aus dem Dämmer der Vorzeit heraus. Schon der Name läßt erkennen, daß dieser finstere Held mit dem Trajanslager, der später Klein-Troja genannten einstigen Römerfestung, eng verknüpft gewesen sein muß. Diese Colonia Trajana, die nach dem Fortzug der Welschen von den germanischen Franken besetzt wurde, hat bis in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts eine überragende Rolle am Niederrhein gespielt.

Etwa tausend Meter im Gebiet mißt die Fläche, die von den Resten jener alten Siedlung bedeckt ist. Die Ausgrabungen haben am ersten September 1934 begonnen. Schon ein halbes Jahr vorher ist von dem Landesgeschichtlichen Institut in Bonn die Erforschung der Sagen der Umgebung in Angriff genommen worden, wobei man sich unter anderem auf die Flurnamen stützt. Namhafte Gelehrte und Behördenvertreter, darunter vor allem der um diese Forschungen besonders eifrig bemühte Dr. Zethmann, haben das Arbeitsgebiet nach wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten unter sich aufgeteilt, so daß mit einem fruchtbringenden Verlauf der Ausgrabungen zu rechnen ist.

Von Kanten sind einst die Kothorten, als die Römer frech geworden, nach Germanien einmarschiert. Und hierher stürzten sie zurück, als Hermann der Cherusker im Teutoburger Walde das Heer des Varus vernichtet hatte. An diese große Zeit erinnert der Gelliusstein, der bei Kanten gefunden wurde und der das Wort „Varus“ eingemeißelt trägt. Hier hofft man den Verdegang des geschichtlichen Germanentums am Niederrhein von Grund auf zu erhellen. Und wenn sich auch das Hauptinteresse auf die Gestalt Siegfrieds richtet, so glaubt man doch eine Fülle noch weiterer Erkenntnisse zu gewinnen. Begonnen haben die Ausgrabungen bei dem römischen Amphitheater. Dann sollen die Trajansstadt, die rätselhafte Wilschburg beim Kantenener Dom und ein Gräberfeld beim nahen Niedermömt aufgedeckt werden.

Ewiges Sein

Von Peter Rosegger

„Wer sollt sich nicht heute
Noch freuen des Lichts?
Wir sinken schon morgen
Ins ewige Nichts.“

Sat sie sich der Galgenstift
Einer gefreut,
Der unwendbar morgen
Dem Henter geweiht?

Die Freude an heute
Hat nur einen Wert,
Wenn ewig und ewig
Sie uns wiederkehrt.

Im Haschen des Tags
Wird das Herze bald matt,
Des inneren Glücks
Wirst du nimmermehr satt.

Das Nüchtern freut sich
Am flüchtigen Schein;
Das Echte an dir
Verlangt ewiges Sein.



MODE UND HEIM

Ein Stück Kulturgeschichte im Dreivierteljahr

Terpsichore vor Gericht

Der deutsche Walzer

Um die Ehre, als Heimat des Walzers zu gelten, streiten sich drei Nationen. Die Franzosen sehen in ihm einen ihrer Nationaltänze und führen seine etymologische Entstehung auf die „volta“ zurück. Deutschland und Österreich sind beide gleichermaßen davon überzeugt, Bate bei der Geburt des Walzers gestanden zu haben, die einen berufen sich auf den in der ganzen Welt bekannten „Wiener Walzer“, die anderen greifen zurück auf die „deutschen Tänze“ im Dreivierteljahr, die man auch kurzweg den „Deutschen“ oder „Ländler“ nannte.

Ungefähr um 1750 taucht das Wort „Walzer“ zum erstenmal auf. Man findet es in Philipp Hainers „Scherz und Ernst in Liebern“ als Bezeichnung von deutschen Volkstänzen. Fast gleichzeitig schreibt der geistvolle französische Komponist Grétry ein Tanzlied, das er „Valse“ nennt und das mit den Jodeln der da-maligen Zeit ausgestattet ist, mit Tambourin und Triangel.

Im Jahre 1788 erlebt eine Oper des italienischen Komponisten Vincenz Martini am Nationaltheater in Wien einen Sensationserfolg. In dieser Oper tanzten vier Personen einen äußerst reizvollen Tanz, der sich — wie Zeitgenossen berichten — in der äußeren Form zwar an den älteren Bauerntanz, den Längs, anlehnte, der jedoch in Rhythmus und Melodie sowie in der Art der Ausführung — „ein besonders schwungvolles Schleifen, Drehen und Walzen“ — höchst eigenartig und sehr mit-reißend wirkte. Bald waren Melodie und Tanz zum „Schlager der Saison“ geworden. Und aus jener Zeit also — so meint ein großer Teil der modernen Kulturhistoriker — stammt unser Walzer, der vielerlei Angriffe und sogar poli-zeiliche Verbote erdulden mußte, um sich immer wieder erfolgreich selbst in jüngster Zeit durch-zusetzen.

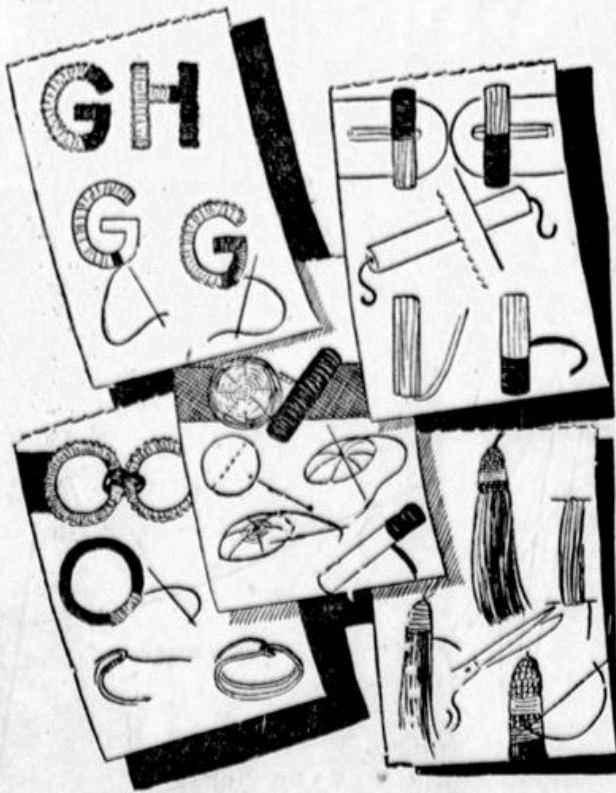
Das köstliche Gericht

Gerade jetzt im Winter hungert der Organis-mus nach den Aufbaustoffen, die das Gemü-te birgt. Es kommt nur auf die Zusammenstellung und Zubereitungsart an, um ein Gemü-te-gericht bei aller Schmachtheit nicht allzu-lostipelig werden zu lassen.

Ueberbackene Gemüsepilatte ist beispielsweise ein leckeres, sättigendes Haupt-gericht. Wir legen in eine gebutterte Backform reihen- oder schichtweise gargebäckten Grün- Kohl oder Rosenkohl, feingewiegte Mohrrüben-würfel und eventuelle Erbsen oder Bohnen. Das geschichtete Gemü- überstreuen wir mit Reis, Nudeln oder Kartoffelbrei hineinmengen und eine pikante, säuerliche Sauce darüber gießen, bevor Reisfäße und Brösel übergestreut werden.

Praktisches Heim

Modische Kleinigkeiten — selbstgemacht!



Da wird immer wieder betont, daß man die guten, alten Kleider mit leichter Mühe modernisieren könne durch Anwendung der hübschen, eleganten mo-dischen Attribute! Und wenn jedes an sich auch nur eine Kleinigkeit dar-stellt — zusammen kosten diese Kleinigkeiten leider doch allenthalben. Und ab-gesehen vom Preis — lustiger und origineller ist es, sich diese Kleinigkeiten selbst zu machen. Da sind vor allem die Buchstaben, die man allenthalben trägt und gar nicht missen kann. Man schneidet sie aus Papp-e oder Konservendosenblech aus und umwickelt sie nach Geschmack mit Seide, Wolle, Lacedbänden. Man kann sie auch mit Langetten versehen. Zersägte Paket-knebel, hübsch umwickelt, ergeben sehr schicke Kleider-verschlüsse. Gürtelschließen werden aus Pappkreisen hervorgezaubert. Phantasie-köpfe aus den halbierten Watteknäulen, wie sie uns der Fasching jetzt beschert. Und Quasten herzustellen, erfordert nur Genauigkeit der Arbeit, keine besondere Kunstfertigkeit.

Stirnfrei — so diktiert die Frühjahrsmode und wir rücken die schicken Hütchen folgsam zurück auf den Hinterkopf. Die weichen Filzstrümpfer sind mit bunten, lustigen Federn bestückt, die praktischer-weise noch den breiten Aufschlag halten. Eine Er-innerung an die Kapott-hütchen aus Großmutter's Zeiten werden die leichten, eingedrückten Schoten sein — im Grund nichts anderes als zurückgerückte, breit-randige Hütchen mit hohem Kopf, deren Rand rück-wärts tief heruntergezogen ist. Und die runden Kinder-hüte, die so beliebt waren, bleiben uns erhalten. Sie verbreitern nur ein wenig ihren Rand zu beiden Sei-ten und erhöhen den Kopf — es bleibt aber doch ein sehr kleidsamer Rundhut, aus Filz, Stroh, Seide oder einer phantasievollen Ver-bindung der drei Mate-rialien. Und natürlich alles — stirnfrei!

Launen der Mode

Wir bieten dem Frühlingswind die Stirn!



Die gefürchtete „Sehfrau“

Ein nachdenkliches Kapitel

Schleute, so nennen die Verkäufer in den Geschäften diejenigen Kunden, die den Laden mit der festen Absicht betreten, nicht das Geringste zu kaufen. Jene Schleute haben meistens keinen Pfennig in der Tasche, lassen sich von drei, vier Dingen Mutter und Preise geben und verlassen dann das Geschäft, ohne je weiter gehen zu werden.

Ich muß zu meiner und meiner Geschlechts-genossen Schande gestehen, daß die gefürchtete Nase meistens aus Frauen besteht. Jeder Verkäufer fürchtet sie wie die Pest, und mit Recht. — Da ist z. B. meine Freundin Anna, die ist das klügste Beispiel dieser Gattung, das man sich überhaupt vorstellen kann. Es ist ihr schlech-terdings unmöglich, an irgendeiner Auslage, die ihr gefällt, vorbeizugehen, ohne hinter sich ein Warenhaus zu schleudern, ohne hinter sich ein wildes Durcheinander von ausprobieren Hüten, aufgerollten Stoffballen, vorgelegten Gram-mophonplatten und gestörten Schaulustern zu lassen. Es ist nicht eigentlich um der Dinge willen. Viele von diesen Dingen würden sie gar nicht freuen, wenn sie sie nun wirklich gekauft hätte. Es ist mehr der Raub, im Mittelpunkt hat von unendlicher Wut und Anfechtung zu fühlen — wenn auch nur von so einem armen, blaffen Warenhausmädchen.

Zuerst sieht es ganz harmlos aus. Man muß sich doch erst ein bißchen umhauen, ehe man etwas kauft, nicht wahr? Und man hat doch das Recht, sich erst mal über die Preise zu in-formieren, auch wenn man noch nicht direkt kaufen will?

Sie nehmen aber einer Verkäuferin eine Stunde weg. Das ist schon ein Schaden, denn in dieser Stunde hätte sie ja ein paar Kunden bedienen können, die wirklich zum mindesten die Absicht hatten, zu kaufen. Es geht aber noch weiter. Wenn eine Verkäuferin ein paar mal hintereinander das Pech hat, an Schleute zu geraten, dann gilt sie als — ungeheuer, als un-geheuer! Denn es ist ihr ja nicht gelungen, was sie wollte! Die Aufsicht hat wohl etwas zu verurteilt. Die Aufsicht hat wohl ge-funden, daß die Kundin sich das ganze Lager ansehen, ohne etwas gekauft hat, denn sie kann ja nicht ohne weiteres annehmen, daß die Kun-din bloß ihre überrückte Zeit hat totschlagen wollen. Wahrscheinlich hat sich also die Ver-kauflerin dumm angelassen. Das nächste Mal bekommt diese einen Rüffel und keine ernsthaft aussehenden Kunden mehr. Und wenn ihr das öfter passiert, wird sie gefürchtet.

Verstehen Sie nun, was die ansehend so harmlose Waise meiner Freundin Anna für eine unsympathische Sache ist? Daß sie, wenn auch unbewußt, fast an Schleichheit grenzt?

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Haarwäsche, naß und trocken

Die Talgdrüsen senden das notwendige Fett in die Haarfollikel, von hier aus wandert es langsam durch die Haarschäfte weiter bis in die Spitzen. Erfolgt ein allzu häufiges Waschen, so hat das Fett nicht genügend Zeit, um bis zu den Haarspitzen zu gelangen, kommt dazu noch ein zu schnelles Trocknen durch heiße Föhnluft, so verliert der Haarhoden seine Geschmeidigkeit, wird spröde, kühlt seinen Glanz ein, die Haar-spitzen spalten sich und brechen ab. Durch das zu häufige Waschen werden die Talgdrüsen zu immer schnellerer Tätigkeit angeregt, und der Zwischenraum der einzelnen Wäsche verkleinert sich von Woche zu Woche. Darum vermeide man die wöchentlichen Kopfwäsungen, nehme eine nicht zu stark entfettete, sondern eine gute, fetthaltige Kinderseife, zerleiße und löse sie in warmem Wasser auf. Fertige, flüssige Seifen sind nur dann zuträglich, wenn sie keine ähen-den, scharfen Sodazusätze enthalten. Nach der Wäsche trockne man die Haare erst zwischen Tüchern, dann mit kalter oder lauwarmen Föhn-luft. Ein leichtes Einreiben und Massieren der Kopfhaut, mit einem guten, reinen Öl, und ein Nachbürsten mit weicher Bürste geben dem Haar wieder seinen Glanz und seine Geschmei-digkeit zurück. Fettest der Kopf schnell nach, so pudere man ihn, nachdem er leicht mit einem guten Haarwasser eingerieben ist, oder entfette ihn durch eine Benzolwäsche.

Was wir Frauen wissen müssen

Volkswirtschaft — Hauswirtschaft

In der Abteilung: Volkswirtschaft-Hauswirt-schaft in der Reichsleitung, den Gauen, Kreis- und Ortsgruppen der NS-Frauenenschaft bildet die Reichsgemeinschaft Deutscher Hausfrauen, deren Vorsitzende Frau Feder ist, den Kern. Als Ver-trägerin von Frau Scholz-Klind arbeitet Frau Dr. Borward in dieser Abteilung. „Dort, wo sich keine Ortsgruppe der Reichsgemeinschaft be-findet, sollen sich Abteilungen Volkswirtschaft-Hauswirtschaft bei der NS-Frauenenschaft bilden. Die bisher von der Deutschen Arbeitsfront ge-haltene hauswirtschaftliche Lehrgänge gehen in die Hauptabteilung über, und sie werden mit den Lehrkräften wie bisher und in der gleichen Form weitergeführt. Es ist sehr begrüßenswert, daß die gesamten Hausfraueninteressen in dieser Abteilung zusammengefaßt werden, und daher die Vielfältigkeit der Lehrgänge bei gleichem Ziel vermieden wird, was auch eine Vereini-gung der Verwaltung und sicher auch eine Verbilligung bedeutet.“

Nur noch 8 Prozent Kindersterblichkeit

Auf ein 50-jähriges Bestehen konnte die Deutsche Gesellschaft für Kinderheilkunde auf ihrer diesjährigen ordentlichen Tagung, die sie in Braunshweig abhielt, zurückblicken. Der Vor-sitzende, Prof. Stolte (Breslau), stellte in seinem Rückblick auf die junge Wissenschaft der Kinderheilkunde fest, der Erfolg der Arbeit sei durch nichts deutlicher zu machen als durch den Rückgang der Säuglingssterblichkeit. Um die Jahrhundertwende seien in Deutschland etwa 19 Prozent aller Kinder im ersten Lebensjahr

gestorben, im Jahre 1933 nur noch 8 Prozent. Dr. Th. Brehme (Cottbus-Kauzel) ergänzte diese Feststellung in seinem Vortrag über „Aufgaben und Bedeutung der Kinderheilkunde im neuen Deutschland“ dadurch, daß er die absoluten Zah-len nannte: jährlich werden heute in Deutsch-land 75 000 Säuglinge am Leben erhalten, die früher verloren waren. Trotzdem sei die Säug-lingsterblichkeit immer noch zu hoch, und bessere kinderheilkundliche Schulung der Ärzte und stärkerer Einfluß der „Spezialwaffe“ Kinderarzt seien das Gebot der Stunde.

Zunahme der Eheschließungen und Geburten

Die Zahl der Eheschließungen nimmt im deutschen Reich infolge der ehedem fehlenden Ge-gebung des nationalsozialistischen Staates so-wohl als auch als sichtbarer Ausdruck des Ver-truens in die Gesundheit der deutschen Wirt-schaft ständig zu. Bereits im Jahre 1933 wur-den im deutschen Reich 121 000 oder 23,7 v. H. Ehen mehr geschlossen, als im Jahre 1932, und im ersten Vierteljahr 1934 war die Zahl der Eheschließungen abermals um 43 700 oder 46,2 v. H. größer als in der entsprechenden Zeit des Vorjahres. Infolge dieser starken Zunahme der jungen Ehen ist nun auch die Zahl der Geburten im deutschen Reich seit Beginn dieses Jahres im Steigen begriffen. So wurden — nach aller-dings beispiellosem Tiefstand im Jahre 1933 — im 1. Vierteljahr 1934 in Deutschland 34 100 oder 13,8 v. H. Lebendgeborene mehr gezählt als im 1. Vierteljahr 1933.

Bilder aus aller Welt

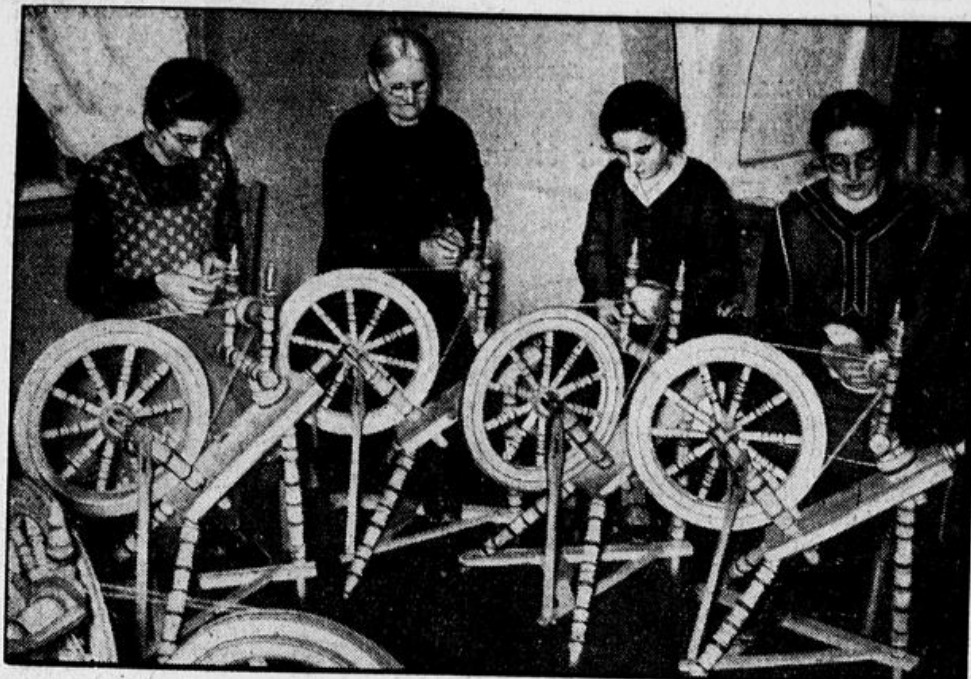


Bild links:
Spinnkade im Berliner Schloß.

Im Berliner Schloß ist eine Spinnkade eingerichtet worden, in der erwerbsfähige Frauen und Mädchen für die Wollhandspinnerei geschult werden. Die Aktion wurde vom Arbeitsamt über den Verein „Heimarbeit im Schloß e. V.“ in die Wege geleitet.

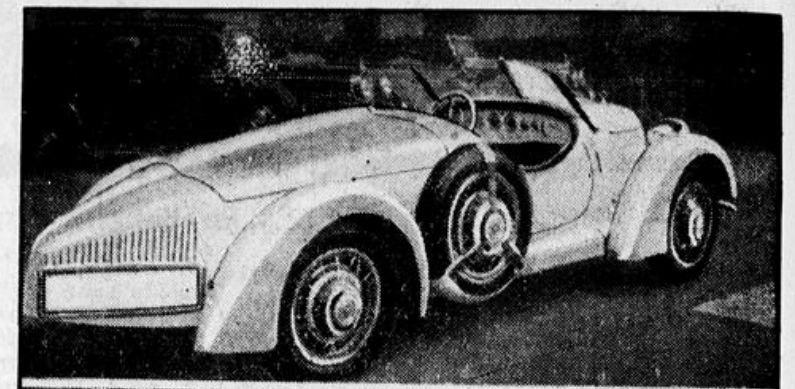
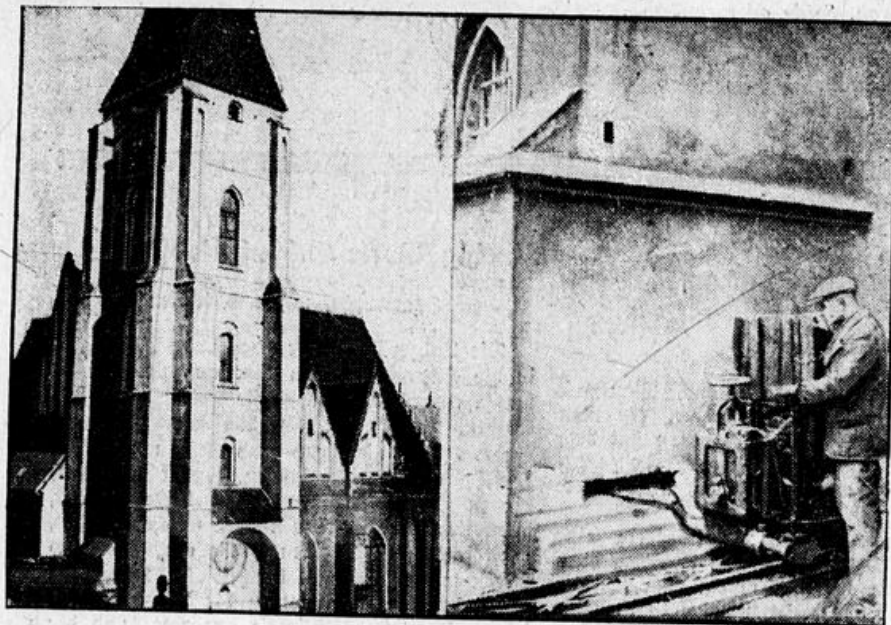
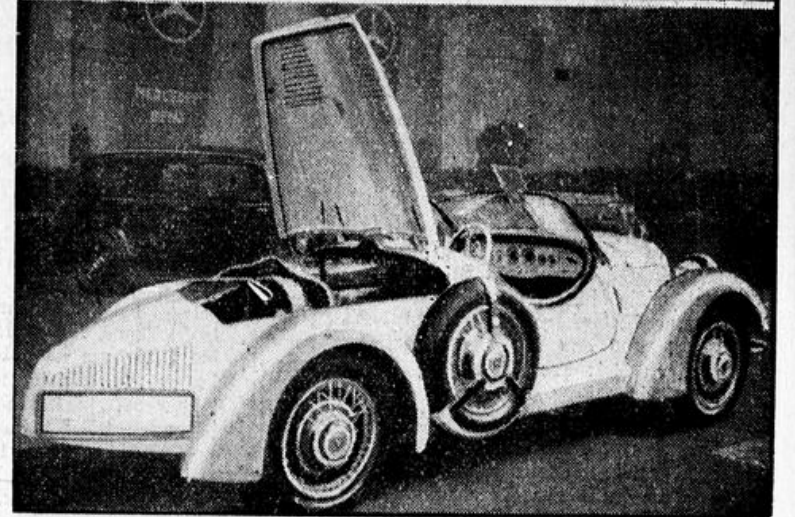


Bild rechts:
Die Internationale Automobil-Ausstellung ist eröffnet.

Der neue Mercedes-Schlager, ein Sport-Motor mit 1,5 Liter Hubraum, offen und geschlossen. In der großen Autochau am Kaiserdamm in Berlin sind aus allen Teilen des Reiches Sonderzüge eingetroffen.



Eine Kirche wird durchgefäht.

Die alte gotische Barbarikirche, das Gotteshaus der Breslauer Garnison, wird in diesen Tagen durchgefäht. In den Sägespalt wird eine Isolierschicht aus Blei eingemauert, die den Bau vor zerstörenden Witterungseinflüssen schützen soll. Rechts sieht man eine elektrisch betriebene Mauerfähe in Tätigkeit.



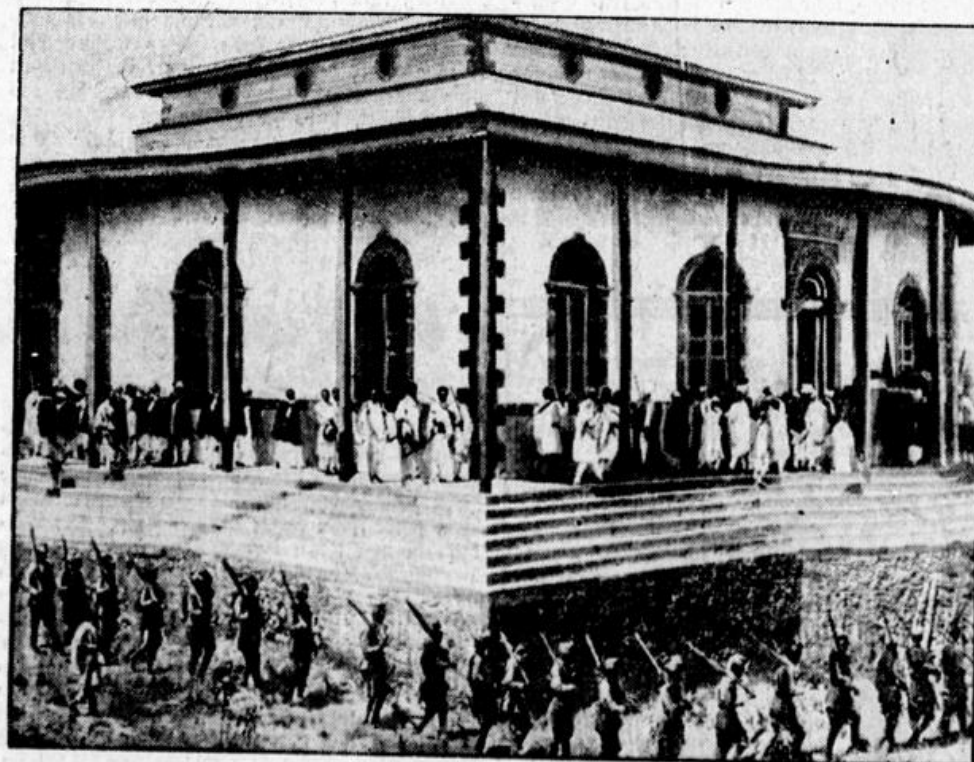
Vom Angora-Kaninchen zur Strickjade.

In der kalifornischen Stadt Silver City gibt es diese einzigartige Wollfabrik, in der Angora-Kaninchen gezüchtet, geschoren und die Wolle gleich an Ort und Stelle gesponnen und zu feinen Woll-Kleidungsstücken verarbeitet wird. Der Arbeitsgang vom Scheren bis zum fertigen Muster nimmt nur wenige Stunden in Anspruch.



Sonja Henie

wurde in Wien zum achtenmal Weltmeisterin im Damen-Eiskunstlauf.



Zum italienisch-abyssinischen Konflikt.

Wachtruppen vor dem Kaiserlichen Palast in der abyssinischen Hauptstadt Addis Abeba. Der Grenz-zwischenfall an der italienisch-abyssinischen Grenze in Nordostafrika hat zur Verschärfung der Lage zwischen beiden Ländern geführt.

Bild links:

„Deutschland I“ trainiert für die Weltmeisterschaft.
Bob „Deutschland I“ mit dem Berliner Frau am Steuer in einer Kurve auf der Bobbahn zu St. Moritz beim Training für die bevorstehende Viererbob-Weltmeisterschaft.

Bild rechts:

Zum 250. Geburtstag Handels.

Am 23. Februar vor 250 Jahren wurde der Komponist Georg Friedrich Handel zu Halle an der Saale geboren. Das Reich und insbesondere die Reichs-Händler-Feststad Halle veranstalten zum Gedächtnis für den großen Meister würdige Feiern.



Zum 125. Geburtstag Chopins.

Am 22. Februar begeht die Musikwelt den 125. Geburtstag des großen polnischen Klavier-virtuosen und Komponisten Frédéric François Chopin. Er wurde 1810 zu Zelazowa Wola bei Warschau geboren.



Spielplatz der Jugend

Geschichte einer Postkarte

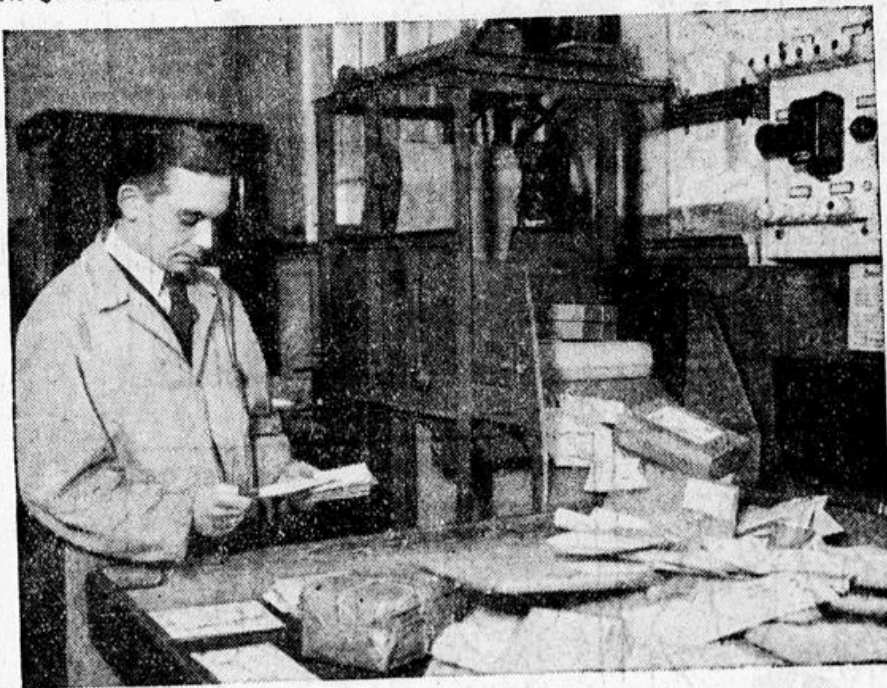
Die Karte wurde in den roten Briefkästen an der Ecke gesteckt. Es dauerte nicht lange, dann kam ein gelbes Motorrad mit eben solchen Beiwagen und der Bezeichnung „Reichspost“ angehängt, hielt vor dem roten Kasten und der Fahrer in schmutzigen Dreifachspinn ab. Er nahm eine Lebertasche aus dem Wagen, schob die Tasche geöffnet unter den Kasten, schloß ihn auf — und der Inhalt fiel kopfüber in die große Tasche hinein. Schnapp, flog sie zu, wurde in den Beiwagen geworfen, der Fahrer sprang aufs Rad, fort ging es zu den anderen Briefkästen des Bezirks, und als alle geleert waren, endete die Reise im Postamt. Dort kam die Tasche in die Hände eines weiß bekleideten Beamten, wurde geöffnet und über einen großen Tisch umgestürzt.

Ein Haufen der verschiedensten Sendungen lag da durcheinander. Aber nicht lange. Mit gelbem Griff schob der Beamte alle Briefe und Karten zusammen, die vorschriftsmäßig ihre Marke rechts oben in der Ecke trugen. Es war ein ganzer Stapel, aber doch dauerte es nur wenige Sekunden und eine Maschine stempelte sie mit ratternder Geschäftigkeit ab. Die anderen Sendungen mit Marken an den unmöglichen Stellen mußten mit der Hand gestempelt werden und hinderten den Verkehr. Einige Briefe erregten Kopfschütteln — sie waren zu schwer. Mit Blaustift wurde eine „Dreifach“ mitten darauf gemalt, und das war ihr Strafmandat. Nun wurden sie nach dem Alphabet geordnet und es kamen für die größeren Städte hübsche kleine Berge von Sendungen zusammen. Da war Köln, Stettin, Dresden, München und andere, die zu besonderen Bündeln geschnürt wurden. Kleinere Städte und Dörfer wurden geordnet nach Bahnstrecken. Alles, was an einer Strecke lag, kam zusammen in einen Sack und bekam den Titel „Streckenbündel“. Nachdem diese Arbeit von mehreren Beamten erledigt war, ging es ohne Aufenthalt zu den verschiedenen Bahnhöfen.

Wo blieb die kleine Postkarte? Sie ging nach Neustadt. Da man ihr aber keinen weiteren Vermerk zugefügt hatte und es in Deutschland über zwei Dutzend Neustädte gibt, so wurde sie erstmal nach dem nächstgelegenen expediert und kam in das „Streckenbündel“ Idsberg. Dorthin fuhr ein Personenzug mit Bahnpostwagen. In diesem Bahnpostwagen wurde der Sack mit der Postkarte hineingereicht und der Beamte hatte nun die Aufgabe, den Inhalt zu sortieren und jeder Stadt, jedem Dorf seine Sendungen hinauszureichen. Da stand denn ein gelber hölzerner Postkasten in dem Briefsack und Pakete verschoben. Bei größeren Orten wartete wohl auch ein Pferdegepäck. Ganz praktische ließen die Post durch Autobusse mit-

nehmen, deren Chauffeurs über den Empfang quittierten. Wichtig kam der Postfach für Neustadt in solchen Autos und ratterte schleunigst zum Postamt. Dort geöffnet und nach Straßen sortiert, stellte man fest, daß die kleine Postkarte am falschen Platz sei, denn eine Dfengasse gab es in diesem Neustadt nicht.

Mit dieser Feststellung begann die Karte eine Rundreise durch Deutschland. Aber nirgends kam sie an die richtige Adresse. Da sie keinen Abänderungsvermerk trug, kam sie schließlich zurück an ihren Ausgangsort, der durch den Stempel festzustellen war. Und nun wurde großer Rat abgehalten, was mit



Selbsttätig sich leerender Briefkasten eines modernen Berliner Postamts

ihre zu beginnen sei. Sollte sie ins Depot für unbestellbare Sendungen?

Das ist ein riesig großes Zimmer mit Schränken an den Wänden und zehn Beamten, die von morgens bis abends arbeiten, um all die Rätselfragen zu lösen, die unordentliche Absender ausgeben. Da sind Briefe mit verwechselter oder gar fehlender Aufschrift. Da sind Sendungen aus fernen Ländern, die durch Feuchtigkeit gelitten haben. Da sind unbestellbare Handschriften, zu deren Entzifferung ein Schriftschreiber herangezogen werden muß. Da sind Sendungen ungefähr 90.000 solcher unbestellbaren Sendungen im Besitz einer Oberpostdirektion ein. Ein Viertel davon findet aber doch ein Ziel oder wenigstens zurück zum Absender. In dies Depot sollte also unsere kleine

Karte auch. Da fiel es einem der Beamten ein, daß möglicherweise eine der unbenannten Städte im abgetretenen Gebiet mit diesem Neustadt gemeint sein könne.

Also händelte man die Karte wieder zusammen mit anderen Reisenden und diesmal ging es ins Ausland. Außer der Zollkontrolle hatte sie weiter keine neuen Erlebnisse. Der Postdienst im Ausland ist von dem des Deutschen Reichs nicht allzu sehr verschieden. Sie kam also in das polnisch umbenannte Neustadt und aufs dortige Postamt. Sie und ihre Mitreisenden wurden in Päckchen Bündelchen. Der zuständige Briefträger ordnete sie in seiner Tasche, ging einen seiner vielen täglichen Reviergänge, und — als sei es nichts Besonderes — nahm er unter anderen auch die kleine Karte, ging mit ihr die Treppe eines Mietshauses hinauf und warf sie in den Privatbriefkasten des endlich gefundenen Empfängers.

Die Rundreise war beendet.

Bumsemann wird freigesprochen

Hunde erscheinen vor Gericht

Henschte ist Parkwächter. Er liebt seinen Beruf und bestreift ihn mit Leidenschaft. Wehe dem Kind, das eine Blume abreißt, wehe dem Hund, der den Rasen aufwühlt. Lieber liege er sich die Haare ausreißen oder in seinem Herzen wühlen. Und so konnte man ihn im Herbst sehen, wie er dahinflaute und bemüht war, einen Terrier zu fangen, der — die Rasse voll Erde und Grashalme aus der Schnauze hängend — im Drangstempo durch den Park jagte, unter großzügiger Beachtung aller vorgeschriebenen Wege durch die Rabatten legte, über kleine Hecken sprang, und auf die Straße gelangend, mit knapper Not an drei Autos und einer Elektrischen vorbeifuhr, um die Ecke verschwand. Nur noch seinen schwarz-weiß geringelten Schwanz sah Henschte im Gedränge ein paarmal auf- und niederwippen — dann nichts mehr.

Henschte lebte außer Atem und außer Fassung in seinen Park zurück und stand raschschwebend in ohnmächtiger Wut an dem gähnenden Loch, das sein Hund in den Rasen gewühlt hatte. Wochenlang belauerte Henschte nun alles, was an Hunden in seinen Park kam. Aber keiner war darunter mit einem schwarz-weiß geringelten Schwanz. Bis — ja, bis er ihn heute wieder sah. Da sah er vor einem Zigarrenladen und konnte sich. Die schwarz-weißen Ringe leuchteten ordentlich.

Keine Woche später standen Henschte, sein Hund und dessen Herr vor dem Richter. Herrchen schwor, daß sein „Bumsemann“ nie im Leben allein im Park herumlaufe, dazu sei er viel zu anhänglich. Henschte lachte höhn und bewies seine Aussage durch Bumsemanns Schwanz. Herrchen gab an, daß Bumsemann fünf Brüder und Schwestern habe, die alle in derselben Gegend lebten, alle einen schwarz-weiß geringelten Schwanz besäßen und es ebenso gut gewesen sein könnten. Vertagung. Darauf Vorführung von fünf Besitzern schwarz-weiß geringelter Schwänze. Henschte muß sie kausend anerkennen. Bumsemann wird freigesprochen.

Die unsterbliche Rascheberblüte

Also sprach Magister Tüchtig:

Die Ralte wächst gegen den Nordpol hin um 10 Grad, zuletzt hört sie ganz auf.

Richard der Dritte ließ alle seine Nachfolger hinrichten.

Der Tiger, der Leopard und der Panther lassen sich nur durch das Fell unterheben, das bei allen dreien bunt ist.

Logik

„Also, ich habe euch in der vorigen Stunde erzählt, daß die morgenländischen Herrscher Kalifen genannt wurden. Und wie hieß das Reich, das sie gründeten?“ „Kalifornien!“

Schachaufgabe

Ernst Marwitz

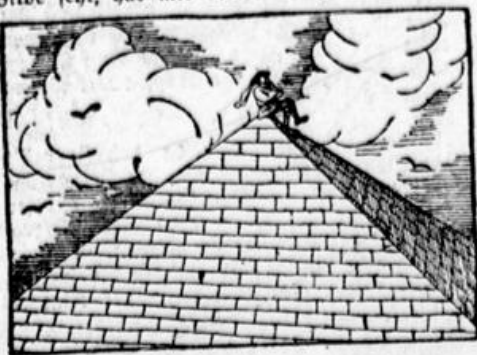


Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung. Weiß: König c5, Dame h1, Springer d6, Bauer c6. — Schwarz: König a5, Dame h7, Bauer a4, a6, a7, c3, d5.

Die Pyramide

Der Forschungsreisende, den ihr auf unserem Bilde seht, hat mit vieler Mühe und Not die



Pyramide bestiegen. Nun führt er folgendes Selbstgespräch:

„Von der Spitze der Pyramide bis zu ihrer Basis nimmt die Zahl der Steine in jeder Reihe um 1 zu. Im ganzen habe ich auf der Seite, die ich hochgeklammert bin, 28.920 Steine gezählt. Jeder Stein ist 50 Zentimeter hoch. Ich müßte also danach ausrechnen können, wie hoch die ganze Pyramide ist.“

Wer kann diese Aufgabe lösen?

Silbenrätsel

Aus den Silben

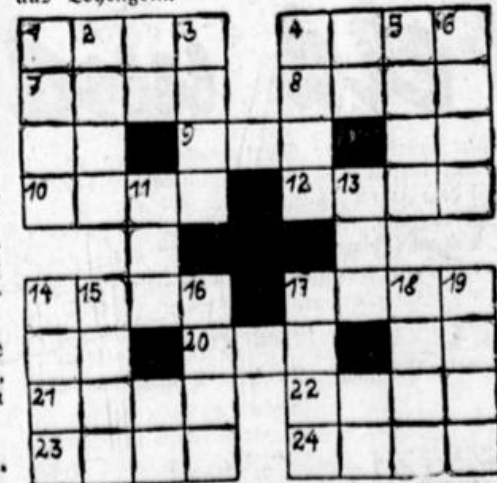
art — big — ho — dal — dant — de — do — do — e — eh — en — er — er — er — frau — gau — hoe — it — jew — far — fi — trauf — la — let — lie — ma — preis — ran — ren — ri — ri — fan — lau — stij — sto — strut — stu — ta — tel — tes — ti — tra — un — wiec — ze — zi

Sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein türkisches Sprichwort ergeben. (Acht Buchstaben.)

- höchster Berg der Erde
- Oper von Richard Strauss
- russischer Dichter
- Nebenfluß der Saale
- deutscher Chemiker
- ehem. österreich. Kronland
- Stadt in Schleswig-Holstein
- eingefäuerter Kohl
- Spinne
- Betrüger
- Pflanze
- Oper von Richard Wagner
- schottisches Ad-Isogeschlecht
- deutscher Maler und Kupferstecher
- Walter des Odysseus

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. großer Raum, 4. Gedanke, Vorstellung, 7. Stadt in Rußland, 8. Nahrungsmittel, 9. Gotteshaus, 10. Vortrag, 12. Stand, Rasse, 14. Teil des Gesichtes, 17. Gewürz, 20. Maß, 21. Heberbleibel, 22. Jungmädchen, 23. weiblicher Vorname, 24. Figur aus Vögelgrün.



Senkrecht: 1. Singvogel, 2. Seehorn, 3. Truhe, 4. weiblicher Vorname, 5. Nadelgewand, 6. Haustier, 11. Format (Normalblatt), 13. russischer Fluß, 14. Spielfarbe, 15. Stachel, 16. Rechnung, 17. Nährmutter, 18. ägyptische Gottheit, 19. totenlautes Natrium.

Das schwierige Testament

Ein Mann macht sein Testament. Im Grunde ist die Sache noch gar nicht so eilig, denn der Mann ist jung und liebt erst im Begriff, Vater zu werden. Aber sicher ist sicher. So also setzt der Mann sein Testament auf. Sollte das Kindchen, das man gerade erwartet, ein Sohn sein, so wird ihm später einmal zwei Drittel des Vermögens, der Frau ein Drittel zufließen. Sollte das erwartete Baby ein Mädchen sein, so wird der Fall sich umgekehrt ver-

halten. Zwei Drittel entfallen auf die Mutter, ein Drittel auf das Kind. Der Mann glaubt seine Angelegenheit aufs Beste geordnet.

In diesem Augenblick betritt die Pflegerin das Zimmer und zeigt ihm strahlend — ein Zwillingsspärgelchen. Einen Knaben und ein Mädchen. Nun ist das Testament ungültig geworden, und der korrekte Mann sieht sich vor die schwierige Frage gestellt, sein Vermögen unter seine drei Angehörigen zu verteilen, Frau, Sohn und Tochter, und zwar in genau dem gleichen Verhältnis, das er zuvor festlegte. Wie muß er sein Vermögen aufteilen?

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

- Lösung: Turm h3 — e3, b2 — b1; 3.) Te5 — h5 matt.
1.) ... K h6 — g5; 2.) Te3 — e3 f, K g5 — f6; 3.) Te5 — f5 matt.
1.) ... e7 — e6; 2.) ... K g5 — f4; 3.) Sh4 — g6 matt.
1.) ... e7 — e6; 2.) Te3 — e3, beliebig; 3.) Te5 — h5 matt.

Barnabische Scharade

Eid-Grbe, Eiderbe, de Muse der Musef, Kleines Rechenkunststück
26, 78, 130.

Geographisches Silbenrätsel

1. Wallis, 2. Ebro, 3. Nagasaki, 4. Nantes, 5. Jermatt, 6. Wärmende, 7. Epirus, 8. Ufenstein, 9. Delhi, 10. Altkirch, 11. Stokfurt, 12. Schlagenbad, 13. Elba, 14. Vnarez, 15. Bonares, 16. Ederförde, 17. Tarnopol, 18. Uchf, 19. Niederlande. — Wenn zwei daselbe tun, ist es nicht daselbe.

Kreuzworträtsel

- Waagerecht: 1. Delz, 3. Hals, 5. Ruder, 7. Hof, 9. Opal, 11. Eber, 13. Helm, 15. Mine, 17. Ale, 18. Malta, 19. Mais, 20. Zell.
Senkrecht: 1. Oslo, 2. Suhl, 3. Gefe, 4. Saar, 6. Speer, 8. Seine, 10. Aal, 12. Bai, 13. Hamm, 14. Maas, 15. Mey, 16. Egel.

Aus dem Taschentaler eines Arztes

Ein Patient hat sich „auf der Lunge“ unterzogen lassen. Der Arzt, der gern seine Gelehrsamkeit hervorhebt, meint: „Tief atmen ist der Tod der Bakterien!“ „Schön“, sagt der Patient, der dies als Rezept aufhängt. „Schön, sollen Sie tief atmen. Aber wie bringe ich die Viecher dazu?“

Ein Patient klagt in der Sprechstunde über heftige Rückenschmerzen. Nach eingehender Untersuchung sage ich zu ihm: „Ja, lieber Mann, das ist ein Hezenhuck.“ Darauf er: „Herr Doktor, ja, glauben Sie auch noch an solche Sachen?“

Arzt zum Patienten: „Nun haben Sie doch wieder das Biertrinken angefangen, nachdem Sie durch ihre Enthaltensamkeit von ihrer schlimmen Schwermüdigkeit fast befreit worden waren?“

Patient: „Herr Doktor, alles, was ich seitdem gehört habe, war nicht so gut wie das Bier!“

Der kleine Hansel, Chauffeurssohn, hat beim Feuern geholfen und sich dabei ungeschickterweise auf eine Heugabel gelehrt. Wird zum Doktor gebracht. „Na, Bub, wo fehlt es denn?“ Der Kleine, seinen Schmerz tapfer verhehlend: „Nicht schlimm, Herr Doktor, nur der hintere Kotzflügel ist etwas beschädigt.“

Im Biologischen Institut gibt es eine Assistentin, eine ältere Dame, die ist nicht sehr beliebt. Warum? Gott, so etwas pflegt hundert Gründe zu haben.

Eines Morgens kürzt Händchensbleich der Schlangenwärter ins Chefbüro und ruft: „Herr Professor! Unsere Kobra hat das Fräulein Assistentin gebissen!“

Darauf der Professor: „Wie geht es der Kobra?“

Kinders-Zoologie

Gerhard ist sechs Jahr alt. Erhard ist fünf Jahre alt. Gerhard kommt nach Hause und sagt: „Ich glaube, die Käse daneben bei Pastor Tromm wird bald Junge kriegen.“

„Ausgeschlossen“, sagt Erhard. „Warum denn nicht?“ meint Gerhard. „Weil“, erklärt Erhard, „die Käse ein Kater ist — und Herren brüten nicht!“

Das genügt

„Wer ist Ihr Lieblingsautor?“ „Verzeihung, mein Herr! Ich bin selbst Schriftsteller!“

Schonend beigebracht

Ein Mann, der von zu Hause abwesend gewesen war, wurde von seinem Diener auf der Station abgeholt und mit recht unglücklicher Miene begrüßt.

„Schlechte Neuigkeiten, Joe?“ fragte sein Herr.

„Ja, Herr! die zahme Elster ist tot.“

„Woran starb sie?“

„Ich vermute, sie fraß zuviel Pferdefleisch.“

„Woher bekam sie denn Pferdefleisch?“

„Von unseren Kutschpferden, Herr!“

„Weidmannsheil — Weidmannsdank“

Kleines Kapitel Jägerlatein



„Lieber Mann, schieße nur das Kompott, für das Fleisch Sorge ich schon!“



Ein Hase, drei Schützen, drei Schüsse —



„Donnerwetter — die Gesundheit möcht' ich haben!“

„Was, sind die auch tot?“ „Ja, Herr; sie starben an Überanstrengung in der Nacht, als das Feuer ausgebrochen war!“ „Feuer? Welches Feuer?“ „Als Ihr Haus abbrannte, Herr!“ „Mein Haus? Wann ist das abgebrannt?“ „In der Nacht nach der Beerdigung, Herr!“ „Wessen Beerdigung?“

„Ihrer Mutter, Herr! Sie starb vor Schreck über den Tod ihres Vaters!“ „Auch mein Vater tot? Was?“ „Ja, Herr! Der Schreck über den Verlust seines Geschäftes tötete ihn!“ „Gott im Himmel!“ „Ja, Herr! Und die Elster ist auch tot!“ (Life.)

Der eheliche Finder

Floz findet eine Briefstafel. Mit biden Geldern. Floz ist ein ehelicher Finder. Floz will den Fund in der Zeitung inserieren. Floz marschiert zur Annoncenexpedition. Fragt: „Verzeihung — welche Zeitung hat bei Ihnen die kleinste Auflage?“

Dann allerdings

Herr (im Theater) zu einer vor ihm stehenden Dame, die ihm mit ihrem Hut vollständig die Aussicht verperst: „Gnädige Frau, ich habe 10 Mark für meinen Platz bezahlt, und Ihr Hut...“

Dame: „Und ich, bitte, habe für meinen Hut 15 Mark bezahlt!“

Der Dritte

Da hat sich vor kurzem eine sehr merkwürdige Geschichte in O. im Staate Ohio zugetragen. Da arbeiteten in einem Büro zwei ganz gleich hübsche junge Sekretärinnen. Sie hatten einander ganz gleich gern und stimmten vollkommen in ihrer Verehrung für den jungen Chef des Hauses überein. Aber die Freundschaft ging zu weit.

Der schöne junge Mann ging nämlich dazu über, die beiden gleichartigen Freundinnen vollkommen gleichmäßig mit Aufmerksamkeit zu bedenken. Er schickte ihnen die gleichen Blumen, ging zur gleichen Zeit mit ihnen aus — immer einen Sonntag um den anderen — und verliebte sich gleichmäßig liebenswürdig. Und da geschah es, daß beiden Freundinnen die Geduld riß.

Sie kauften sich zwei ganz gleiche Revolver und trafen sich eines Mittags an einem romantischen Ort. Dort fielen kurz hintereinander zwei gleiche Schüsse und die beiden jungen Mädchen ins Gras. Sie konnten beide gleichzeitig noch feststellen, daß der Gegenstand dieses Duells, der schöne junge Mann, im Straß und Jolinder, den Ort des Schreckens betrat — ahnungslos und sehr betreten.

Er sei der lachende Dritte im Streit der beiden, meint man? Mitnichten. Er kam gerade von seiner Trauung mit einer dritten Frau.

Da lachen die andern

Lehrer: „Wieviel Finger hast du?“

Schüler: „Zehn!“

Lehrer: „Gut, und wenn dir einer fehlen würde, was hättest du dann?“

Schüler: „Keine Klavierstunden mehr!“ (Parents Magazin.)

Ein Schotte trifft seinen Freund dabei, die Tapeten von den Wänden zu lösen.

„Nanu“, wunderte er sich, „wollst du denn etwa deine Wohnung neu tapezieren?“

„Nein“, erwidert jener, „ich ziehe um.“ (Bystander London.)

Besucher im Zuchthaus: „Und wie heißen Sie?“

Zuchthausler: „Nr. 9742.“

Besucher: „Ihr wirklicher Name?“

Zuchthausler: „Nein, loszulegen nur mein Pseudonym!“ (Sante Fe Magazin.)

Naturgeheimnis

Von allen Leuten auf der Welt, ist ein Einsiedler am besten dran. Weil der in seiner Einsamkeit gar niemals nicht verzweifeln kann.

Wald Feld und Heide

Wo bleibt der Storch?

Daß der Storch sich von Jahr zu Jahr immer seltener in der deutschen Heimat bilden läßt, ist eine unbestreitbare und bedauerliche Tatsache. Eine neuerdings angefertigte Statistik zeigt deutlich die auffällige Verminderung der klappernden Gefallen. In Mecklenburg gab es im Jahre 1901 noch 3094, 1912 noch 1027 und 1925 nur noch 536 bewohnte Storchennester. In Ostpreußen gingen die besetzten Nester in den Jahren 1900—1925 um 70 Prozent zurück, in Schlesien um 65 Prozent, in Schleswig-Holstein um 50 Prozent. Von allen deutschen Ländern hat einzig Württemberg eine geringe Zunahme an Störchen zu verzeichnen. Auch die an das Deutsche Reich angrenzenden Nachbargebiete melden eine Verminderung ihrer Störche.

Was sind nun die Ursachen dieses Rückganges? Bedenklich ist da vor allem das Massensterben von Störchen in den südafrikanischen Winterquartieren. Dort gehen nämlich ganze Storchkolonien als Opfer der Heuschreckeneinfälle zu Grunde. Die fortwährende Entwässerung und Kultivierung der Sumpfländer, in denen der Storch ehemals seine Nahrung fand, trägt zum weiteren Rückgang bei. Viele junge Störche werden ferner durch die auf dem Lande von Jahr zu

Jahr zunehmenden Starkstromleitungen getötet. Hinzu kommt noch, daß alljährlich viele Tiere auf dem Zug durch südliche Länder, vor allem in Syrien und Kleinasien, abgeschossen werden. Durch alle diese Faktoren scheint der Bestand der Störche erheblich bedroht zu sein.

Töne töten Blumen

Giltige Musik — Zu hohe Tonschwingungen „Musik wird oft nicht schön empfunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden.“ W. Bulsch.

Ueber die Heilkraft, über die beruhigende Wirkung der Musik ist immer wieder gesprochen und geschrieben worden. Daß sie für die Heilung so mancher Krankheit wunderbar ist, haben Mediziner immer wieder beweisen können. Daß sie aber auch schweren Schaden anrichten kann und Verheerungen im Nervensystem auf ihr Konto kommen, das wird nur ganz selten und verstoßen angebeutet.

Und doch gibt es die hohen, schrillen Tonschwingungen, die verberlich wirken. Man denke nur an das Schaben auf Porzellan mit Metall, das plötzlich einmal die „gefährliche Stille“ eines Mittagstisches unterbricht. Alle Tischgenossen fahren zusammen, ein Schauer jagt über die Rücken, und nur die gute Erziehung

verhindert ein Aufstöhnen. Der Gehörnerd ist auf empfindlichste Weise angegriffen, und auch die anderen Nerven werden in Mitleidenhaftigkeit gezogen.

Die ganz hohen Töne, die mit ihren 300 000 Schwingungen sogar in der Lage sind, kleine Tiere zu töten, kommen glücklicherweise in unserer Umgebung nicht vor; sie würden sich auch zu grauenhaft auswirken. — In diesem Zusammenhang muß von einer anderen Wirkung der Töne noch ein Wort gesagt werden, die sich zwar nicht auf den Menschen, wohl aber auf die Pflanzen bezieht. Man hat durch Versuche festgestellt, daß Blumen das Anhören von Musik gar nicht gut bekommt. Besonders Weichen leiden geradezu unter den Tönen. Vor allem ist es Blasmusik, die es in ganz kurzer Zeit fertig bekommt, Weichen zum Welken zu bringen. Jartibekaitete Weien!

Nur Töne mit Schwingungen zwischen 16 000 und 18 000 pro Sekunde — es kann sich bis zu 20 000 steigern — sind für unser Ohr wahrnehmbar. Die höchsten Töne sind aber eben diese unangenehmen. Wir kennen sie zwar auch von Musikinstrumenten, aber nicht in ihrer verheerenden Wirkung, weil sie hier durch technische Vorkehrungen gedämpft werden. Im täglichen Leben aber werden sie uns ungeschwächt vorgelegt und können mit ihrer ganzen Stärke wirken.

Geigentöne, die eine so hohe Schwingungszahl haben, daß Glasröhren davon zum Zerspringen gebracht werden können, müssen doch auch für das menschliche Ohr unerträglich anzuheben sein. Die überhörsinnlichen Töne der Glasharmonika wurden wohl von den Webermeierdamen gekostet, weil ihre Nerven sonst nicht sehr beansprucht wurden. Für uns wären sie nicht zum Anhören. Ein Grund, daß sie aus unseren Musikkapellen gänzlich verschwunden sind.

Der ABC-Schüler hat zwar in der Schule gelernt, wie er seine ersten Buchstaben schreiben soll; auf die Haltung des Griffels ist aber nur sehr wenig geachtet worden. Die Folge davon ist, daß er fürchterliche Töne hervorbringt, die seinen — noch sehr anfälligen Nerven — größten Schaden zufügen können. Unbedingt muß der Erwachsene, der diese Marter mitanhört, das Kind über die richtige Griffelhaltung aufklären, um es von diesen Geräuschen zu befreien. Ebenso sollte man es nicht zugeben, daß Kinder mit der Metallfeile arbeiten. Der Schaden ist zu groß. Schon dem Erwachsenen bedeutet es eine große Ueberwindung, dem Konzert zuzuhören. Einige Tropfen Öl können viel lindern.

„Kinderwagen sind dazu da, daß sie geist werden“, könnte man beinahe in der Öffentlichkeit bekanntgeben. Wirklich sollten die Mütter ein wenig mehr Rücksicht auf die eigenen Nerven und auf die der Anwesenden nehmen. Schließlich ist es auch für die Gehörnerden des jungen Menschleins sehr förderlich, wenn der Kinderwagen nicht quiecht.